

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 19 (1870)

Artikel: Gen.-Lieut. Hahn's Memoiren über seine Betheiligung am griechischen Freiheitskampfe aus den Jahren 1825-28
Autor: Ludwig, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gen.-Lieut. Hahn's Memoiren

über
seine Betheiligung am griechischen Freiheitskampfe
aus den Jahren 1825—28.

(Mit einem biographischen Vor- und Nachworte von dem Herausgeber.)

Gerne hätte ich dem Leser obigen, ziemlich langathmigen Titel erspart. Allein, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, konnte es nicht wohl anders geschehen. Denn nicht nur bilden Hahn's Memoiren das Meiste, Beste und Anziehendste des nachfolgenden Aufsatzes, sondern eine eigentliche Biographie unseres tapferen Philhellenen zu geben, dürfte, da kein Kampfgenosse unter uns verweilt, nur demjenigen gelingen, welcher Gelegenheit fände, sei es zu Athen oder zu München, mit alten Waffengefährten und Bekannten Hahn's einen längeren und vertrauten Umgang zu pflegen.

Hahn hat nämlich außer den Aufzeichnungen aus den Jahren 1825—28 durchaus nichts hinterlassen, das zu einem Lebensbilde verwendet werden könnte. Selbst seine zahlreichen Briefe an seine Verwandten und Freunde in der Heimath enthalten meist nur Familienangelegenheiten oder vertrauliche Mittheilungen, die mit seinem öffentlichen Charakter in keinerlei Beziehungen stehen. Dazu kommt

noch, daß Hahn, überhaupt mehr schweigsam und zurückhaltend, in den letzten Jahren über sein geschwächtes und ihm untreu gewordenes Gedächtniß so sehr zu klagen hatte, daß er es vorzog, in detaillirte Berichterstattungen nicht einzugehen; ja, daß er es sich nicht mehr getraute, einen Bogen seiner Darstellung, der unglücklicherweise verloren gegangen war, wieder zu ergänzen. Endlich hat Hahn, der vorwiegend — ich darf wohl sagen fast ausschließlich — Militär gewesen, auf die politische Gestaltung Griechenlands meist nur in einzelnen, besonders erregten Augenblicken miteingewirkt und so seinen Namen in die Zeitgeschichte nur seltener verflochten.

Generallieutenant Emanuel Hahn war der Sprößling einer altbernischen und sehr geachteten Familie. Sein Vater Jakob Emanuel Hahn war ein Mann von angenehmem Aeußern, von tüchtiger Bildung und ein sehr beliebter Gesellschafter. Das Jahr 1798, für Bern so verhängnißvollen Andenkens, war in gewisser Hinsicht für Vater Hahn weniger unheilbringend gewesen. Denn große Lieferungen, die er als Handelsmann für die französische Armee zu besorgen hatte, förderten seinen Wohlstand. Am 9. Dezember 1799 verehelichte er sich mit Jungfrau Maria Eggimann, des Herrn Pfarrers zu Amsoldingen Tochter, und bald darauf kaufte er das herrschaftliche Gut in dem $\frac{3}{4}$ Stunden von Bern gelegenen, freundlichen und fruchtbaren Ostermundigen. Hier erblickte unser Emanuel anfangs October 1800 (getauft den 20. Oct. 1800) das Licht der Welt. Noch fünf andere Geschwister folgten ihm nach, deren jüngstes: Karl Jakob (geb. 1807) noch jetzt die Stelle eines Forstmeisters in Oestreich bekleidet.

Der kleine Emanuel war ein ganz allerliebster Knabe und so recht dazu angethan, um in seinem vierten Jahre

von der sinnigen Mutter einst dem aus der Stadt heimgekehrten Vater, als ein hinter Blumen versteckter, moderner Cupido vorgestellt zu werden. Doch das Glück im Elternhause sollte ihm nicht lange lächeln. Die allzugroße Gastlichkeit, die auf der Herrschaft zu Oftermundigen ausgeübt wurde, bedeutende bauliche Unternehmungen und sonst unglückliche Spekulationen übten einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Vermögensverhältnisse der Hahn'schen Familie aus. Ja, der Vater Hahn verfiel darob in Schwermuth, mußte von den Seinen getrennt werden und starb kurz darauf im Pfarrhause zu Neueneck. Jetzt ward das Gut verkauft und die junge Wittfrau ging mit ihren sechs unerzogenen Kindern einer schweren Prüfungs- und Leidenszeit entgegen. Aber wie so häufig, so wurde auch hier durch die Hitze der Trübsal manch eine edle Frucht zur Reife gebracht, die sonst wohl sich nicht entwickelt hätte. Frau Hahn, die bisher von Vielen als eine herrische und hochfahrende Frau betrachtet wurde, bewies von da an eine Treue und Hingebung für ihre Kinder, die zu verdanken und zu erheben der General noch kurz vor seinem Lebensende nicht Worte genug finden konnte. Auch für unsern Emanuel selbst gereichte dieses Wetter, das über die sorglose Familie hereinbrach, sicherlich nur zur Läuterung und Förderung. Des Vermögens beraubt, sah er sich auf sich selbst angewiesen und gleichsam berufen und verpflichtet, durch seine Thätigkeit den verblichenen Glanz seines Hauses wieder herzustellen. Dieser furchtbare Schlag mochte auch hauptsächlich mit den Grund gelegt haben zu seiner ernsteren Auffassung des Lebens, wie zu jenem unerschütterlichen Gottvertrauen, das ihn bis zum Tode nie verließ. Ja, man kann wohl sagen, daß ohne diese Schicksalswendung Emanuel Hahn schwerlich jemals zu solcher Aus-

zeichnung gelangt und eine so hervorragende Zierde seiner Vaterstadt geworden wäre.

Uebrigens war die Wittwe mit ihren Kindern nicht so ganz verlassen und hülflos. Von Seiten der Verwandtschaft fehlte es, trotz der damaligen schweren Zeiten, nicht an Beistand mit gutem Rath und kräftiger That. Ganz besonders war es ein Schwager von Frau Hahn, der sich ihr und der Ihrigen mit großer Treue annahm. Auch unsere burgerlichen Einrichtungen erwiesen sich, wie belächelt und angefeindet in der Neuzeit, von großem Segen. Der Wittwen und Waisen sich väterlichst und großmüthigst anzunehmen, galt von altersher als eine der vornehmsten Aufgaben, die sich die Burger Berns in Bezug auf ihren inneren Haushalt gestellt hatten. Demnach suchte nun die Gesellschaft zu Schmieden, bei der die Hahn zunftgenössig sind, für die unglückliche Familie nach Kräften zu sorgen. Der Wittwe gab man in einem Herrn von Dugspurger einen Vertrauensmann bei, an den sie sich in allen Angelegenheiten wenden konnte. Für die Kinder wurde das Zweckmäßigste angeordnet und unser Emanuel in's städtische Waisenhaus untergebracht.

Das bernische Waisenhaus war, namentlich seitdem der Große Haller ihm seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ähnlichen Anstalten anderer Städte weit vorangeschritten. Die Böglinge wurden in Bezug auf Kleidung, Nahrung und Unterricht nicht nur auf das Allernothwendigste und Dürftigste angewiesen, sondern hatten sich einer für die damaligen Verhältnisse ganz vorzüglichen Pflege zu erfreuen. Muß doch ein Chronist vom Jahr 1794, der freilich von Haller's Geist nicht viel geerbt zu haben schien, klagen: „daß die Waisenfinder in Bern für ihren künftigen Stand zu gut, oder wenn man lieber will, zu mühselig gebildete,

so wie zu sorgfältig genährt und gepflegt werden," woraus der Chronist dann die höchst nachtheilige Folge erwachsen sieht, „daß die Waisenfinder sich über ihren Stand erheben und lauter Künstler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Handwerker werden wollen.“ *)

Trotzdem würde man sich ganz irrige Vorstellungen machen, wenn man das Waisenhaus, in das unser Hahn eintrat, mit demjenigen von 1869 auf ein und dieselbe Linie stellen wollte. Dazumal sah es mehr einer Kadettenchule ähnlich, denn einer bürgerlichen Anstalt. Ein militärischer Geist durchwehte das Haus und machte sich nicht nur in den mit Vorliebe betriebenen Waffenübungen, sondern bis hinein in die Disziplin und die formelle Seite des Unterrichtes bemerkbar. Jeden Morgen Appell, und wehe demjenigen, der vor dem alldurchdringenden Blick des imposanten und gestrengen Herrn Waisenvaters mit einem Knopf zu wenig an der Uniform erschien. Zur Zeit der Hauswasche mußten die Schüler des Nachts Wachtdienst halten, damit nichts von dem nassen Zeug, das man im Freien hängen ließ, entwendet werde. **) — War der Vorsteher mit seinen Hülfslehrern abwesend, so wurden die sechs ältesten Zöglinge mit der Aufsicht betraut und erhielten zur Handhabung der Zucht eine fast diktatorische Gewalt.

*) Siehe Beschreibung der Stadt und Republik Bern 1794, S. 32 und 33.

**) Vergleiche die anziehenden Schilderungen in Friedr. Zug: „Der Gottesgelehrte Joh. Ludwig Samuel Zug.“ S. 5 u. f. f.

Solch ein strammes Regiment mußte natürlich für unser mehr zartes und weiches Mütterföhnchen zu einer harten, aber sicherlich höchst heilsamen Schule werden. Hahn erstarkte in dieser etwas rauheren Luft zusehends und der feine Knabe, der sich durch sein höfliches und liebenswürdiges Benehmen vortheilhaft vor vielen Uebrigen auszeichnete, gedieh mehr und mehr zu einem nach Leib und Seele kräftigen Jünglinge. Zwar that sich Hahn weder durch große wissenschaftliche Begabungen und Leistungen hervor, noch etwa durch besondere körperliche Gewandtheit und Tüchtigkeit. Er schrieb eine zierliche Handschrift, war ein ordentlicher Turner und brachte es, wenn ich recht berichtet bin, im Schülerkorps bis zum Fähdrich. Aber die Liebe seiner Kommilitonen und Lehrer mußte er sich bald und dauernd zu erwerben. Dazu bewies er auch schon frühe, daß das Herz ihm am rechten Flecke sitze und ein edles Selbstgefühl ihn erfülle. Als nämlich einst ein Lehrer, der eben nicht sehr reglementarisch nach den Knaben durch ein Mundrohr zu werfen pflegte, auf diese Weise unserem Hahn einen seiner schönen Schneidezähne zertrümmert hatte, so rächte sich Hahn nicht etwa durch kleinliche Angeberei, wies aber des Lehrers Anerbieten, ihn mit einem Pfunde Kirschchen abfinden zu wollen, stolz von sich. Hahn lernte im Waisenhaus Zucht und Ordnung, einen unbedingten Gehorsam, Verträglichkeit und jenen kühnen Jugendsinn, der vor Entbehrungen und Beschwerden nicht nur nicht zurückbebt, vielmehr in ihrer Ertragung etwas Hohes und Ruhmliches erblickt. Im Waisenhaus wurde Hahn für sein ganzes zukünftiges Leben gestählt, zum ächten Soldaten nicht nur zugerichtet, sondern wohl auch in ihm, wie in so manchem Andern eine unwiderstehliche Lust zum Waffenhandwerk geweckt.

Obwohl schon bald sechszehn Jahre alt, trat er nun über in's sogenannte „untere Gymnasium“; denn nach dem ausdrücklichen Wunsche der Mutter sollte er studiren und einst, wie sein Großvater Eggimann, ein wohllehrwürdiger Pfarrherr abgeben. Allein da wollte es nun erst nicht recht vorwärts gehen. Die lateinischen und griechischen Regeln brachte er schlechterdings nicht in seinen Kopf und sah sich fort und fort, trotz aller Anstrengungen, von weit jüngern Mitschülern überflügelt. Dazu stand er unter einem Lehrer, der von pädagogischer Einsicht, von erzieherischer Weisheit und Liebe keine Spur besaß; dem ein grammatikalischer Schnitzer als etwas viel Strafbarerers vorkam, als alle Lügen und Tücken, und der es darum gewissermaßen für seine Pflicht erachtete, Tag für Tag den armen Hahn zur Zielscheibe seines Spottes und seines Tadels zu machen. Kein Wunder, daß unserm Hahn die Lust zum Studium bald verging und daß er von dem Herrn Konrektor bei seinem Austritt aus der Anstalt das prächtige Zeugniß mit auf seinen Lebensweg erhielt: „Dieser traurige Jüngling berechtigt zu keinen guten Erwartungen.“ Kein Wunder auch, daß Hahn noch im Jahre 1865 mir von jener Epoche schreiben konnte: „Die nachlässige und rohe Behandlung meiner Lehrer empörte mich manchmal, so daß meine Zeugnisse nicht eben brillant waren.“ Seinen empörten Gefühlen gab Hahn zuweilen auch auf eine Art Raum, durch die er sich die Gunst der Lehrer jedenfalls nicht zuziehen konnte. So wurde er einst ganz ungerechterweise eines Fehltrittes bezüchtigt und sollte der Strafe aus des Lehrers Hand sich unterwerfen. Aber Hahn war anderer Meinung. Er protestirte feierlich, vertheidigte seine Unschuld und erklärte ganz entschieden, daß er für Niemanden gut stehe, der es

wagen sollte, ihm zu nahe zu treten. Vermögen wir auch eine solche Handlungsweise eines Schülers seinem Lehrer gegenüber durchaus nicht zu billigen, so liegt in ihr doch unverkennbar etwas Männliches, Kühnes, das den künftigen Helden verräth.

Aber nun frug es sich, was aus dem Knaben werden sollte. Zum Studiren taugte er nicht, so wird es denn doch mit dem Handwerk gehen — so dachten diejenigen, die über Hahn's Zukunft zu entscheiden hatten. Und gleich ging man zu einem Bäckermeister, Namens Hartmann, der als ein fleißiger und geschickter Berufsmann und guter Bürger bekannt war, und schloß mit ihm in allen Formen Rechtsens einen Vertrag ab, laut welchem er den Emanuel Hahn in die Lehre zu nehmen versprach. Nachdem Alles abgemacht war, wurde auch der junge Gymnasiast hievon in Kenntniß gesetzt. Wozu auch mit einem Buben lange herumrathen? Die haben zu gehorchen und nicht d'rein zu reden! So hieß es damals. In unsern Tagen freilich ist man wohl schon bei dem entgegengesetzten Pol angelangt. Da hat man Beispiele, daß so ein Bürschchen seinen Eltern haarscharf vordiktirt, wie es es haben wolle und daß die guten Eltern nichts Besseres wissen, als dem kleinen Despoten sofort sich unterzuordnen. Wie das aber unser Emanuel Hahn vernimmt, so ist ihm, als ob ein Blitz aus heiterem Himmel auf ihn niederschläge. Er, der eher etwas hochstrebende und mit großen Plänen sich tragende Jüngling soll nun verdammt sein, Teig zu kneten, in den glühenden Backofen zu glozen und mit Leuten zu verkehren, die er in jugendlichem Uebermuthе natürlich als weit, weit unter ihm stehend betrachtete. Das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein! Und doch mußte es sein, und all sein Sträuben blieb rein vergeblich. Eine Schule

der Demüthigungen und der Leiden hatte nun für ihn begonnen, die zwar seinem Fleische sehr hart ankam, in die er aber von dem Lenker aller Schicksale sicherlich nicht umsonst gesendet wurde. Derjenige, der berufen war, einst über Viele zu befehlen, sollte vorher selbst im Gehorsam geübet werden und im Stande der Erniedrigung das sich aneignen, was ihn hernach zu hohen Ehrenstellen befähigen konnte. Auch an einem Hahn sollte sich somit das Wort erwahren: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“

Am 19. September 1820 hatten Hahn's Lehrlingsjahre ihr Ende erreicht und es folgte nun für ihn die schönere, freiere Zeit eines wechselvollen Wanderlebens zuerst nach Genf, dann nach Frankreich und Deutschland, während welcher Hahn's geistiger Horizont sich weitete und ihm, der mit Leuten aus hohem und niedrigem Stande in Berührung kam, Gelegenheit geboten ward, einen reichen Schatz von Menschenkenntniß sich anzusammeln und seinem Benehmen jene Selbstständigkeit und Sicherheit zu geben, die nur derjenige sich aneignen kann, der sich hinauswagt auf die hohe See des Weltverkehrs. Gerne hätte ich aus dieser Periode, der es gewißlich nicht an Erlebnissen mannigfaltigster Art fehlt, einige interessante Züge mitgetheilt. Allein die einzige vorhandene Quelle, der Mund eines noch lebenden Reisegefährten, blieb mir, trotz aller Bemühungen, beharrlich verschlossen. Charakteristisch ist jener Zwischenfall auf einer Rheinfahrt, da dem lustigen Handwerksburschen seine goldene Repetiruhr, das Erbstück seines sel. Vaters, durch eine unvorsichtige Bewegung in den Strom gleitete. Hahn war untröstlich über diesen Verlust und weinte wie ein Kind. Die Passagiere veranstalteten nun eine Kollekte, um durch eine Geldsumme,

wie sie hofften, den Betrübten wieder froh zu machen. Hahn dankte verbindlich für die ihm gewordene Aufmerksamkeit, verbat sich aber auf das Bestimmteste das Geschenk, indem ja doch kein Gold der Welt das ihm ersetzen könne, was er so eben verloren habe. Die Passagiere waren sichtlich erstaunt über diesen eigenthümlichen Handwerksburschen und Mancher, der vorher mitleidig auf ihn geblickt, drückte ihm jetzt warm die Hand.

So schön und süß das Wanderleben, so furchtbar war für ihn der Gedanke, nun wieder heimkehren und mitten unter seinen früheren Schulkameraden einem Berufe obliegen zu müssen, in den er sich zwar hatte fügen gelernt, der ihm aber immer noch von Grund aus zuwider war. Glücklicherweise wurde er nach seiner Rückkunft sofort angehalten, seiner Wehrpflicht Genüge zu leisten. Zu den Scharfschützen, dieser, zumal in jenen Tagen, nationalsten Truppe unseres Heeres, fühlte er sich am meisten hingezogen. Als Scharfschütz machte er auch das große Lager von Wohlen mit. Da wurde plötzlich der Soldatengeist so übermächtig in ihm, daß er nach und nach alle Hindernisse: den Brodkorb und den Onkel und den Vormund, überwand und ihm endlich die Erlaubniß erwirkte, eine Anstellung in preussischen Diensten suchen zu dürfen.

Das war nun allerdings kein außergewöhnliches Schauspiel, einen jungen Schweizer in fremde Dienste treten zu sehen. Die engen Marken unseres Vaterlandes, die bescheidenen Verhältnisse unseres Gemeindewesens, die lange nicht ausreichen, um jeder Kraft auch das ihr entsprechende Arbeitsfeld anzuweisen, vor Allem aber die Tapferkeit und der Thatendrang unseres Volkes hatten schon seit Jahrhunderten Viele bewogen, auf kürzere oder längere Zeit die Heimath zu verlassen, nach einem erweiterten Wirkungs-

freise sich umzuschauen, und dann in der Fremde zu beweisen, was schweizerische Treue und Tüchtigkeit zu leisten im Stande sei. Wohl wissen wir, welche großen Nachtheile, insonderheit seit den Burgunderkriegen, mit dem sogenannten „Reißlaufen“ verbunden waren, und wie dadurch die Eidgenossenschaft mehr denn einmal in die bedenklichsten Verlegenheiten verwickelt wurde. Aber über jene ganze große Schaar, die häufig aus den ehrenwerthesten Beweggründen und nicht ohne nassen Blick von dem heimischen Herde sich trennten, um auswärts ein anständiges Auskommen zu finden, oder Fähigkeiten sich anzueignen, die sie später im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen hofften — über jene ganze große Schaar, aus welcher wahre Zierden unseres Geschlechts hervorgegangen sind, ohne Weiteres das Verwerfungsurtheil auszusprechen, kann entweder nur Mangel an Kenntniß der Lage und Gewohnheit der damaligen Zeit oder eine blinde Parteiliebe leichten.

Hahn wandte sich also nach Preußen. Hatte doch nicht lange vorher der Sohn des bernischen Schultheißen von Wattenwyl auch dort seine militärische Laufbahn begonnen; und sehr wahrscheinlich, daß die ruhmgekrönten Feldherrn der Freiheitskriege, daß ganz besonders der kürzlichst verstorbene Blücher — eine Natur, die mit Hahn mehr denn einen Vergleichungspunkt darbietet — auf unsern kampfeslustigen Jüngling einen gewissen Zauber ausübten.

In mehreren gedruckten Mittheilungen, die seiner Zeit über General Hahn erschienen, liest man die Notiz, daß Hahn nun Aufnahme in der königlichen Kadettenschule zu Berlin gefunden und sich daselbst durch Talent und Fleiß ausgezeichnet habe. Möglich wäre dies an und für sich schon,

aber merkwürdig ist, daß ich Hahn über diese Kadettenzeit niemals sich äußern hörte, daß er mir vielmehr in einem Briefe vom August 1865 mittheilte: „Ende 1821 trat ich in preussische Militärdienste, und zwar in das rheinische Schützenbataillon in Wehlar. Dieser dreijährige Aufenthalt gehört zu den angenehmsten und frohesten Rückerinnerungen meiner sonst trüben Jugendzeit.“*)

Uebrigens so ganz ungetrübt und froh durfte Hahn seine Tage zu Wehlar doch nicht zubringen. Zwar nahm das Garnisonsleben seinen völlig normalen Verlauf, auch wußte sich Hahn bald Achtung und Anerkennung zu verschaffen und avancirte nach und nach bis zum königlichen Schützenlieutenant. Allein dieses Wehlar, das 50 Jahre früher einem Göthe „die Leiden des jungen Werthers“ abgepreßt, sollte nun auch für unsern warmblütigen Schweizer auf ähnliche Weise verhängnißvoll werden. Der Lieutenant Hahn, ein hübscher, kräftiggewachsener junger Mensch von aristokratischen Manieren, wurde bald in den höhern Kreisen der Stadt sehr gerne gesehen. Man fand in ihm einen angenehmen Gesellschafter, und die jungen Damen waren besonders entzückt, in ihm einen ganz ausgezeichneten Tänzer entdeckt zu haben. Als er einst, man konnte sagen in prophetischem Geiste, bei „lebenden Bildern“ einen griechischen Helden, den Achilles, darstellte, soll er lange Zeit zu Wehlar der Löwe des Tages gewesen sein. Da geschah es auch, daß ein Fräulein, und es war gerade das hübscheste, das geistreichste und vornehmste von Allen, dem schmucken Lieutenant ziemlich unverholen ihre besondere

*) Hiemit stimmt auch die kurze, aber genau geführte Chronik der Familie Hahn überein, mit dem Unterschied jedoch, daß der 19. Sept. 1822 als Tag der Abreise nach Wehlar verzeichnet steht.

Gewogenheit bezeugte. Das Herz des Lieutenants war auch nicht von Stein, und schon wiegte man sich in tausend süßen und schönen Träumen. Aber die Frau Mutter hatte es anders beschlossen, und der höhere und Hahn vorgesetzte Offizier, welcher am entscheidenden Orte natürlich den Vorrang besaß, ließ es dem Rivalen gegenüber, den er zwar mit Geringschätzung behandelte und doch gewaltig fürchtete, an Plackereien aller Art natürlich nicht fehlen; — und unser gute Hahn sah sich wieder einmal in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Da nun obendrein bei dem politischen Zugwind, der dazumal von Wien her durch Deutschland strich, für einen Schweizer und zumal für einen Berner keine Hoffnung auf Avancement sein konnte, so wird es unserm Lieutenant Niemand verargen, daß er im Jahre 1824 seine Entlassung aus dem preussischen Dienste anbegehrte, welche ihm dann auch auf ehrende Weise zu Theil wurde.

Den 2. Mai 1824 langte Hahn wieder im Kreise der Seinigen an, ward bald darauf dem Herzog von Calvello, der behufs einer Militärkapitulation mit Neapel gerade in Bern anwesend war, durch den Beistand seiner Mutter vorgestellt und erhielt von ihm unter Handschlag die Stelle eines Oberlieutenants zugesichert. Es ist aber bekannt, wie entsetzlich lang diese Kapitulationsangelegenheit sich hindehnte, ja daß sie erst im Jahr 1828 ihre völlige Vereinigung fand.*) So sah sich Hahn zu einer Zeit unthätigen Wartens verurtheilt. Nicht wissend um welche Stunde er sein Aufgebot erhalten könne und seine Abreise als sehr nahe bevorstehend erachtend, hielt er es für unrathsam und überflüssig, sich mittlerweile nach einer ernsten

*) Vergleiche Fischer: R. von Wattenwyl, S. 505—518.

Beschäftigung umzusehen. Dadurch kam er unvermuthet in's Pflastertreten und in ein ziemlich lustiges und lustiges Leben, dem der Geldbeutel nicht immer gewachsen war und das, wäre er ihm nicht bald entrissen worden, ihn, wie so manchen Anderen vor ihm und nach ihm, zum Bankerott nach Leib und Seele hätte führen müssen. Hahn hat später bei dem Rückblick auf jene Tage häufig ein strenges Gericht über sich ergehen lassen, aber auch Dem herzlichst gedankt, der noch im rechten Augenblick dem Sinkenden emporgeholfen. Natürlich fehlte es da an Vorwürfen und Strafreden von Seite der Verwandten und des Vormundes nicht. Einzig das Mutterherz, stark in jener Liebe, die Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet, erkannte in der Seele ihres Kindes jene köstlichen Saatkörner, die einst so schöne Früchte bringen sollten. Sie redete mit ihm ernst, aber freundlich; sie betete viel für ihn; sie allein besaß den Schlüssel zu seinem Herzen. Eines Tages, als der Vormund der Mutter wieder das Sündenregister ihres ungerathenen Sohnes vorlas, befand sich Hahn zufällig im Nebenzimmer und hörte deutlich, wie die Mutter zu dem Vormunde sprach: „Sehen Sie, Sie kennen den Emanuel noch gar nicht recht. Statt ihn immer auszuzanken, versuchen Sie es und nehmen Sie ihn einmal bei seinem Ehrgefühl. Sie werden mit ihm machen können, was Sie wollen.“ Als der Vormund fort war, eilte Hahn hinüber und sagte tiefbewegt: „Mutter, du hast wahr gesprochen und ich will von nun an ein besserer Mensch werden.“

Und jetzt sollte auch das Schifflein, das sich bisher etwas unstät umhergetrieben, in seine rechte Strömung gebracht werden, um hernach als stolzes und mit Siegeswimpeln versehenes Fahrzeug vor aller Welt sich zu zeigen.

Denn um eben diese Zeit tönte ein Nothschrei nach dem andern herüber aus dem nach nationaler Unabhängigkeit ringenden Griechenland. Die Gemeinsamkeit des Glaubens, die neuen und unerhörten Grausamkeiten, deren sich der alte Erzfeind der Christenheit schuldig machte, die Heldenthaten des bedrängten Volkes, welche an die rühmlichsten Tage des alten Hellas erinnerten, die Vorliebe, die alle Humanisten für jenes Stück Erde immerdar in sich tragen werden und bei uns die Theilnahme, welche der Schweizer allen edlen Freiheitsbestrebungen je und je zuwendet, erweckten trotz der Verdächtigungen der Diplomatie, die erschreckt durch gleichzeitige Vorgänge in Piemont, Neapel, Spanien und Portugal in dem ganzen Kampfe nur demokratische Wühlereien erblickte, und trotz der vielen Blößen, welche sich die Griechen durch ihre Uneinigkeit, ihre Unzuverlässigkeit und gemeine Selbstsucht hie und da gaben, eine ungeheure Sympathie im ganzen Abendlande. Allüberall bildeten sich Griechenvereine, welche für Unterstützung der Unglücklichen sorgten und zur Fortsetzung des Aufstandes Geld, Munition, Vorräthe und Mannschaft herbeizuschaffen sich bestrebten. Unter diesen Griechenvereinen nahm Genf mit seinem Gynard wohl die erste Stelle ein. In Bern war der Boden für die Sache entschieden ungünstiger.*) Allein den ganz erstaunlichen Anstrengungen eines Spitalverwalters Otth, eines Fetscherin und Anderer gelang es endlich doch, die von Natur etwas starre Masse allmählig in Fluß zu bringen; und es ist wirklich erhebend, aus den Akten des Vereins zu ersehen, wie von Schulkindern aus den entlegensten und ärmsten Gegenden des Kantons, von allen möglichen Beamtungen,

*) Siehe Fischer: N. von Wattenwyl S. 471 und 472.

Korporationen, Vereinen und Privatpersonen recht erfreuliche Summen gespendet wurden, um der Noth eines fernen und fremden Volkes abzuhelpen. Konnte doch der bernische Griechenverein seine Rechnung mit einem Ergebniß von 30,638 Fr. a. W. beschließen. Mag immerhin dieser Begeisterung manch' Unklares angehaftet haben, mögen immerhin diese Gaben nicht jedesmal zu würdigen und dankbaren Empfängern gelangt sein: ein schönes, ein erhebendes Blatt wurde gleichwohl in die vielfach traurige Zeitgeschichte dadurch eingebunden, und stets wird, was da geschah, ein rührender Erweis christlicher Bruderliebe und einer für Freiheit und Recht einstehenden Gesinnung bleiben.

Daß das Herz unseres Hahn für die Griechen wärmer schlug, können wir bei seinem offenen, naturwüchsigen Wesen, bei seiner Abneigung gegen alle Schlechtigkeit und Tyrannei und bei dem heldenmüthigen Blute, das in seinen Adern floß, mit Bestimmtheit voraussetzen. Und ob nun auch ein naher Anverwandter, der eben aus der Türkei zurückgekehrt war, mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen den heiligen Eifer des Jünglings abzukühlen bemüht war: es half Alles nichts. „Auf nach Griechenland!“ hieß es in seiner Brust, und dieser Stimme vermochte er nicht zu widerstreben. Ja, es war Gottes Stimme, die ihm hiemit den Weg wies, den Er ihm vorgezeichnet und auf welchen hin Er ihn schon längst im Stillen, durch Glück und Unglück, vorbereitet hatte.

In der Frühe des 1. April 1825 *) nahm Hahn Abschied von seiner inniggeliebten Mutter. Es war ein ernster, ein feierlicher und für sein ganzes Leben ein entscheidender

*) So schrieb mir nämlich Hahn. Die Familienchronik setzt dafür den 2. Mai 1825.

Augenblick. Die Mutter hieß ihn niederknien und forderte ihm das Gelübde ab, ein tugendhaftes, gottwohlgefälliges Leben zu führen. Dann gab sie ihm ihren Segen, indem sie ihm die Hand auflegte und über ihn betete. Hahn sagte hernach: Es sei ihm gewesen, als ob ein neuer Geist in ihn gedrungen wäre. Ewig unvergeßlich werde ihm diese gesegnete Stunde bleiben; diese Stunde, der er alles Glück und alles Heil zu danken habe, das ihm in der Folgezeit geworden sei.

Alles sein Hab und Gut im Tornister am Rücken tragend, aber überreich sich fühlend durch den ihm gewordenen herrlichen Muttersegen und voll ungestümen Verlangens, einer gerechten und heiligen Sache dienen zu dürfen, wanderte Hahn guten Muthes dem St. Bernhard zu. Von der Stimmung, die ihn dazumal beherrschte, mögen wohl am besten die nachfolgenden Worte Zeugniß geben, die ich als Auszug aus einem seiner Briefe auf einem Flugblättchen, leider ohne nähere Angabe des Zusammenhanges gefunden. Er schrieb: „Seien Sie gesaßt, liebe Mutter, auf Alles, was einem Soldaten widerfahren kann. Dem Schweizernamen werde ich keine Schande machen! Denn ich will darnach geizen, das Blut der Winkelriede mit dem der Leoniden zu vereinigen. Lebt wohl!“

Ein furchtbares Schnee-Unwetter, in das er am St. Bernhardsberge gerieth, würde ihm sicherlich verderblich geworden sein, wenn nicht einer jener treuen Hunde des Klosters zur rechten Stunde erschienen und ihm den Weg gewiesen hätte. Von den ehrwürdigen Vätern wurde er um so freundlicher aufgenommen, als einer aus ihnen in dem jugendlichen Wanderer den Sohn des Mannes erkannt hatte, dem er selbst wesentliche Wohlthaten verdanken mußte. Sogar ein St. Bernhardshund wurde

Hahn zum Geschenke anerbieten, den er aber, ungewiß wie er nur sich allein werde durchbringen können, natürlich ausschlug. Ohne weitere Abenteuer gelangte er von da durch Oberitalien nach Livorno, wo er von einem Griechen, Namens Balbi, den er als den edelsten und aufrichtigsten Menschenfreund, welchen er kenne, bezeichnet, und namentlich von dem schweiz. Konsul, Herrn G , mit Aufmerksamkeiten und Liebe überhäuft wurde. Hahn schrieb am 12. Juni 1825 seiner Mutter ganz entzückt, wie Herr G ihm alle Tage es wiederhole, nicht genug für ihn thun zu können, um einen kleinen Theil von der großen Schuld abzutragen für all' das Gute, das er von seinem Vater und im Hause seiner Großeltern genossen. Allein schon nach Jahresfrist sollte Hahn es, wie wir dann sehen werden, bitter genug erfahren, daß es, wie die Schrift sagt, nicht gut ist, sich auf Menschen zu verlassen.

Hier wäre nun der Ort, Hahn selbst redend einzuführen; denn hier beginnen seine Memoiren über die Jahre 1825—1828 seiner Bethheiligung an dem griechischen Befreiungskampfe, die er aus Briefen und andern Notizen unter der anspruchlosen Form von „Mittheilungen eines Waffengefährten an seine Mutter“ schon Ende der 20er oder zu Anfang der 30er Jahre in drei längeren Schreiben zusammengestellt hat.*) Allein ehe wir zu Hahn's Manuscript übergehen, das ich mit Ausnahme einzelner weniger stylistischer Modifikationen, wortgetreu wiedergeben und nur mit den allernothwendigsten Anmerkungen versehen werde, schien es mir nicht ganz un-

*) Zur rechten Beurtheilung der Memoiren wolle man also erwägen, daß nicht Hahn der „General“, sondern vielmehr Hahn der „Lieutenant“ ihr Verfasser ist.

passend, für diejenigen Leser, die mit dem griechischen Unabhängigkeitskampfe nicht näher vertraut sein sollten, die Lage der Dinge bis zu jenem Augenblicke, da Hahn in das großartige Drama mit eingreift, durch ein paar Striche zu zeichnen.

Die Freiheitsbestrebungen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz Europa erschütterten, hatten auch in Griechenland, das längst in einer, wenn auch nicht gerade drückenden, so doch widerrechtlichen und unwürdigen Abhängigkeit von den Türken gestanden, ihr Echo gefunden. Der Thessalier Rhigas entzündete mit seinen Freiheitsliedern *) die Gemüther und stiftete die „Hetärie“, einen Geheimbund, der die Abschüttelung des fremden Joches bezweckte und seine Mitglieder bald zu Tausenden zählte, besonders, als er zur Zeit des Wienerkongresses durch neue geistige Elemente erfrischt und gehoben wurde. In ihren abgeschlossenen Thälern lebend, der Jagd und auch dem Räuberhandwerk mit Leidenschaftlichkeit ergeben, war die Bevölkerung Griechenlands selbst durch eine Jahrhunderte andauernde Sklaverei noch nicht ganz entnervt und abgestumpft worden. Auf den Inseln trieb sich vollends ein kühnes und seetüchtiges Volk, das mit seinen 600 Schiffen und etwa 2000 Matrosen nicht zum geringsten Theil den Handel der Levante vermittelte. In größern Küsten=

*) So sang man ihm überall, zu Berg und Thal, wo irgend Griechen zusammenkamen, nach:

„Hervor Palikaren! nicht länger geträumt,
Wie die Reuen, in Klüften und Engen;
Nicht länger in öden Verstecken gesäumt,
Die Sklavenketten zu sprengen.

Ein Tag der Freiheit viel mehr ist werth,
Als hundert von Jahren mit Ketten beschwert.“

städten des Orients, wie in Smyrna und vorzüglich zu Konstantinopel, gab es überall angesehenen Griechenkolonien, die sich sowohl durch bedeutende Reichthümer, wie auch durch höhere Bildung auszeichneten.

Als deshalb zu Anfang des Jahres 1821 Alexander Ipsilanti mit seiner heiligen Schaar von der Moldau aus das Zeichen zum Kampfe gegen die Unterdrücker gab, griff der Aufstand fast gleichzeitig in ganz Griechenland um sich. Zwar wurde Ipsilanti vom russischen Kaiser, auf den er gezählt, im Stiche gelassen, das Komplott, das Konstantinopel in die Hände der Griechen bringen sollte, durch einen Mitverschwornen verrathen, und unter den armen Fanarioten *) ein scheußliches Blutbad angerichtet. Allein der Sultan, von mehr denn einer Seite her hart bedrängt, hatte gebundene Hände und konnte das siegreiche Vordringen der Griechen nicht hindern. Schon zu Anfang des Jahres 1822 erklärte die provisorische Regierung, an deren Spitze der gewandte und kräftige Maurokordatos stand, durch das „organische Gesetz von Epidaurus“ die Unabhängigkeit Griechenlands, lud aber dadurch, daß sie sich zu einer republikanischen Verfassungsform bekannte, das Odium aller abendländischen Kabinette auf sich. Als endlich Mahmud II. seit Februar 1822 seines Hauptgegners, des furchtbaren Ali Pascha von Janina, entledigt war, bot er nun Alles auf, um die empörten Griechen wieder zu unterwerfen.

Mit muselmännischer Grausamkeit wurde gewüthet, und die größere Einheit in den Bewegungen auf Seiten der Türken brachte die Griechen in wesentliche Nachtheile.

*) So hießen die das Quartier Fanar bewohnenden, meist vornehmen Griechen zu Konstantinopel.

Erlitt doch in der Schlacht zu Beta (16. Juli 1822) die Hauptmacht des griechischen Landheeres in Folge der Tollkühnheit der Philhellenen und eines an und für sich höchst unbedeutenden Zwischenfalls eine vollständige Niederlage und gingen um diese Zeit mehrere der wichtigsten Punkte den Griechen verloren. Aber mit merkwürdiger Energie sammelten sich die oft Zerstreuten und bitter Entzweiten, wenn es noth that, je und je wieder, und heute besiegt, triumphirten sie schon morgen als Sieger. Fünffmal wurde bei den Thermopylen glücklich gekämpft. Athen, Corinth, Napoli di Romania*) ward erobert. Die größten Wunder der Tapferkeit verrichteten aber die Ipsarioten und Hydrioten, die unter den Kanaris, Bapinis, Miaulis, einer Bobolina und Andern die türkische Flotte zu wiederholten Malen der Vernichtung nahe brachten und z. B. für die auf Chios verübten Greuel eine furchtbare Genugthuung sich verschafften. So kam denn der Sultan zu der Einsicht, daß er mit seinen eigenen Kräften nicht mehr Herr der Bewegung werden könne. Er mußte sich daher trotz innern Widerstrebens entschließen, seinen ihm schon viel zu mächtig gewordenen Vasallen, Mehemed=Ali von Aegypten, um seinen Beistand anzurufen. Der schlaue und ehrgeizige Pascha ließ sich nicht zweimal bitten. Nachdem er sich Kandia und Cypern für seine Dienstleistung ausbedungen, schickte er seinen Adoptivsohn, den grausamen

*) Napoli di Romania, jetzt gewöhnlich *Nauplia*, die festeste Seestadt Griechenlands, mit einem Hafen, der 600 Schiffe zu fassen vermag und beherrscht von drei mächtigen Forts, liegt auf einer schmalen Halbinsel im Hintergrunde des Meerbusens von Argos, und war seit 1824 Sitz der griechischen Regierung, bis König Otto im Dezember 1834 Athen zur Landeshauptstadt erhob.

Ibrahim Pascha, mit einer ansehnlichen Flotte und etwa 20,000 trefflich eingeübten Landtruppen gegen die Griechen. Ibrahim landete nach längerer Verzögerung, den 24. Febr. 1825, bei Modon, eroberte bald das feste Navarin und begann nun seine Verheerungszüge durch ganz Morea. Um eben diese Zeit rückte auch von Norden der Großwezir Reschid Pascha mit 40,000 Türken heran und lagerte sich im April 1825 vor Missolonghi, um diesen für den Aufstand so bedeutsamen Punkt womöglich zu gewinnen.

Die Noth des Augenblicks hatte zwar die erbärmlichen Eifersüchteleien und Fehden der griechischen Anführer etwas in den Hintergrund gedrängt und Auftritte, wie man sie bei der zweiten Nationalversammlung (zu Argos 14. Mai bis 18. April 1823) gesehen, kamen für einstweilen nicht mehr vor. Auch das Abendland verdoppelte seine Anstrengungen. Die Griechenvereine sandten reichliche Hülfsgelder und, was mehr war, tapfere Soldaten und tüchtige Offiziere, wie Normann, Stanhope, Boutier, Fabvier, Heidegger und Andere. Selbst Englands gefeiertster Dichter, Lord Byron, stellte den Freiheitskämpfern nicht nur sein Gut und seine Muse zur Verfügung, sondern trat selbst mitten in ihre Reihen. In London wurde sogar ein griechisches Anleihen im Betrage von 800,000 Pfd. St. zu Stande gebracht, das aber nach Abzug der $56\frac{2}{3}$ Prozent Provisionskosten dem hülfbedürftigen Volke freilich nur 348,000 Pfd. St. abwarf.

Dennoch war die Lage kritisch genug und für Viele war der baldige Sieg der türkisch-ägyptischen Waffen eine ausgemachte Sache. Unter solchen Umständen nach Griechenland zu ziehen, das erforderte ein mehr als gewöhnliches Maß persönlichen Muthes und einen starken Glauben in die Macht des Rechtes und der Wahrheit. Das aber

war gerade der Stand der Dinge, als Hahn im Begriffe stand, nach Hellas sich an Bord zu begeben. Möge er selbst nun über seine weiteren Schicksale uns Auskunft ertheilen. *)

Erster Brief.

Theure Mutter.

In Livorno trug Alles bei, mir meinen kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auch genoß ich mit gierigen Zügen, was mir das gebildete und gesittete Europa darbot, indem mir meine Ahnung sagte, daß ich dies Alles auf lange Jahre werde entbehren müssen. Auf dem griechischen Rauffahrer *Enkurg* schiffte ich mich mit meinem Reisegefährten ein. Ein frischer Wind schwellte die Segel, welche mich immer mehr von meiner Heimath und meinen Lieben entfernten. Nach einer Fahrt von 35 Seemeilen fuhr unser Schiff mit einer solchen Gewalt auf eine unter dem Wasser befindliche Klippe, daß Viele auf dem Verdecke niedergeworfen wurden. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr entstand auf dem Schiffe, woselbst Hunde und

*) Zu den folgenden Anmerkungen des Herausgebers wird, um unnöthige Wiederholungen zu ersparen, neben andern verbreiteteren Geschichtswerken gleich hier als Hauptquelle bezeichnet: *Servinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. 5 u. 6.*

Ragen das Geheul noch vermehrten. Die abergläubischen Seeleute hätten ohne unsere Dazwischenkunft beinahe ihre sonstige Ehrfurcht gegen einen griechischen Papa vergessen, indem sie behaupteten, daß, wo sich ein Priester auf einem Schiffe befinde, die Fahrt nie ohne Unglück ablaufe. Nach einer eilfstündigen Arbeit wurde unser Schiff wieder flott. Erlassen Sie mir die Beschreibung der Insel Stromboli mit ihrem feuerspeienden Berge, des Faro di Messina mit seiner Scylla und Charybdis, sowie der kalabresischen Küste mit dem hellleuchtenden Reggio und des malerischen Siciliens sammt dem dampfenden Aetna. Nach einer ziemlich schnellen Fahrt von elf Tagen glaubten wir bald am Ende unserer Reise zu sein, weil wir schon in der Ferne die Küsten der jonischen Inseln sahen. Doch plötzlich erhob sich am Abend ein so heftiger Gegenwind, daß wir uns immer mehr von unserem Ziele entfernten, und der wüthende N.-W.-Wind unser Schiff, das bloß mit dem Sturmsegel versehen war, während zwei Tagen gleich einem Spielball herumtrieb, bis wir endlich, statt nach Zante zu kommen, nach Cephalonia verschlagen wurden. Auf dieser Insel, der zweitgrößten der sieben jonischen, blieben wir gegen unseren Willen mehrere Tage, bis wir eine Gelegenheit fanden nach Zante hinüber zu fahren. Die Stadt Zante bildet einen Halbkreis längs des Hafens. Dahinter zieht sich eine kleine Hügelreihe, deren Abhänge mit Gruppen von Olivenbäumen malerisch besetzt sind; auf der Anhöhe befindet sich eine alte venetianische Festung, welche die Stadt und den Hafen dominirt. In einer Entfernung von wenigen Stunden erblickt man die Küste von Morea, und noch deutlicher hörte man die Kanonade von Missolonghi, vermischt mit dem „God save the King“ der hiesigen Militärmusik — und dieses Alles verherrlicht durch

den aufgehenden Mond, der auch meinen Lieben in der Heimath leuchtet. Mit unbeschreiblichen Gefühlen werfe ich mich auf mein Lager und erinnere mich der Vergangenheit. Doch plötzlich verscheucht der Donner der Kanonen von Missolonghi meine Träume, als ob er mich gewaltsam an den Ernst der Gegenwart und meiner Bestimmung mahnen wollte.

Nach zwei Tagen verließen wir Zante, und warfen in einer Bucht Morea's Anker, um Wasser einzunehmen. kaum an's Land gestiegen, sah ich des Krieges Schrecken und Folgen in ihrer scheußlichsten Gestalt. Denn über 500 Seelen, theils Mütter mit ihren kleinen Kindern, theils Greise und verwundete Krieger, dem Henkerbeil der Aegypter entronnen, lagen zerstreut in Felsen und Schluchten und mußten zusehen, wie ihre herrliche Heimath Arkadien in eine Wüste verwandelt wurde. Den andern Tag lichteten wir die Anker und erreichten endlich das Ziel unserer Wünsche und Bestimmung — Napoli di Romania.

Mein erstes Geschäft nach meiner Landung in Nauplia war, mich durch die engen, schmutzigen und von vielen Hunderten bis an die Bahne bewaffneter Palikaren besetzten Straßen durchwindend, *) meine Empfehlungsschreiben an den damaligen Regierungspräsidenten Konduriotis abzugeben. Mein Kamerad und ich wurden in ein Zimmer geführt, — wenn vier Mauern diesen Namen verdienen — welches ich mit wahrer Ehrfurcht betrat. Denn ich glaubte einen Mann zu finden, der würdig sei,

*) Nauplia stand in Angst und Schrecken wegen des in bedrohlicher Nähe weilenden Ibrahim Pascha, der, wäre er nicht wie geblendet gewesen, der ausgehungerten Stadt mit Leichtigkeit sich hätte bemächtigen können.

an der Spitze eines Volkes zu stehen, das die Sklavensketten mit so viel aufopferndem Muthе zerrissen und sich vertrauensvoll in seine Arme geworfen hatte. Statt dessen traf ich einen Mann mit einem gutmüthigen, nichts sagenden Aeußern, der bloß wegen seiner Reichthümer und seiner Unkenntniß in jedem Fache an diesen erhabenen Platz gestellt wurde. Es läßt sich nun leicht denken, wie wir von einem solchen Manne empfangen wurden. Durch einen seiner Speichellecker, der etwas italienisch sprach, ließ er uns antworten, daß er uns nichts Bestimmtes auf meine Empfehlungen versprechen könne, bis er mit Maurokordatos gesprochen hätte. — Und doch war Letzterer bloß Sekretär der ausführenden Behörde. *) Dieser mein erster Gang blieb auch mein letzter und so bekamen meine Empfehlungsschreiben eine andere Bestimmung.

Ich wandte mich daher an den Obersten, Baron Fabvier, **) der mit unendlichem Eifer an der Errichtung

*) Aber vormaliger Präsident und immerhin von entscheidendem Einflusse.

**) Baron Charles Nicolas Fabvier, geb. in Lothringen den 15. Dez. 1783, gest. zu Paris den 15. Sept. 1855, hatte sich schon unter Napoleon ausgezeichnet. Mit den Sitten und Zuständen des Orients wohl vertraut und dazu „Soldat mit Leib und Seele, von einem eisernen Körper, gleichgültig gegen Geld und Sold, ruhmstüchtig und energisch, auch wohl stolz und roh, was vielleicht zu seiner unerschütterlichen Ausdauer wesentlich hinzugehörte, schien er völlig dazu gemacht, das Kriegswesen in Griechenland auf einen festen Fuß zu bringen.“ In seiner Heimath in allerlei Mißhelligkeiten verwickelt, wandte er sich nach Griechenland, vorläufig unter fremdem Namen sich umsehend; bot dann seine Dienste an, was aber ziemlich kalt aufgenommen wurde. Erst als man erfahren, daß die primäre Kriegsweise der Griechen gegen die Bajonettangriffe, überhaupt gegen die ganze Taktik

regulärer Truppen arbeitete. Ich wurde von ihm aufgenommen wie ich es erwartete: freundlich, herzlich und sich freuend, einen Waffengefährten mehr zu zählen. Da nicht mehr wie vier vollständige Compagnien errichtet und die Offizierstellen bereits besetzt waren, so blieb ich bis zu meiner definitiven Anstellung als officier à la suite in seiner Nähe. Oberst Fabvier selbst war eng und schlecht einquartiert, und so brachte ich die ersten Nächte unter freiem Himmel zu, bis ich die Bekanntschaft mehrerer braver deutscher Philhellenen machte und als Mitglied in ihre Wohnung aufgenommen wurde, die sogenannte deutsche Burg. Nach einigen Wochen bezahlte ich an das hiesige Klima den schuldigen Tribut. Ein anhaltendes Unbehagen nebst Kopf- und Ohrenschmerz war der Anfang eines hitzigen Fiebers, das durch wiederholte Aderlässe und durch Blutegelsetzen endlich gehoben wurde. Jedoch war die Schwäche so groß, daß ich 14 Tage das Zimmer hüten mußte. Ich ließ mir es sehr angelegen sein, mich in die Sitten und Gebräuche des Volkes einzuleben. Den Anfang machte ich damit, daß ich meine europäische Kleidung mit der griechischen, oder vielmehr rumeliotischen Volkstracht vertauschte. Sie ist nicht nur weit schöner, sondern auch bequemer im Felde, indem die Fustanella *) so vielfachen Dienst versteht. Ich verbrachte meine Zeit, mit Ausnahme der Morgenstunden, die der Formation der tactischen

der Aegypter, nicht Stand zu halten vermöge, erhielt im Juli 1825 Fabvier den Auftrag, ein Corps regulärer Truppen ganz nach freiem Ermessen zu bilden, und wurde ihm dazu der Graf Porro von Mailand, als Intendant, und Regnault de St. Jean d'Angely, als Führer der Reiterei beigegeben.

*) Das weiße und faltenreiche Tuch, das von den Hüften bis auf die Kniee reicht.

Truppen gewidmet waren, angenehm im Kreise meiner neuen Waffengefährten. Jeder hatte seinen Tag als Intendant des Hauses, wo er nach Kräften und Umständen für eine wohlbesetzte Tafel sorgen mußte. Nach beendigtem Dienst zog ich wohlgemuth auf den Bazar, kaufte Fleisch, Gemüse, Zucker- und Wassermelonen, oder Trauben sammt einer gehörigen Quantität Wein, legte Alles behutsam in meine Fustanella, die mir als Korb diente, und trug es nach Hause. Hier angekommen ging es rüstig über die Küche her. Doch trotz des besten Willens klagten meine Gefährten über versalzene Suppen, angebrannte Pfannkuchen und unschmackhafte Ragouts. Ich half diesem Uebel dadurch ab, — denn die Noth macht erfinderisch — daß ich eine Familie, die aus Tripolizza geflüchtet war, und die wir in unserem Hause aufgenommen hatten, für mich zu gewinnen wußte, wo dann die schwarzäugigen Töchterleins gerne dem unbeholfenen Francos an die Hand gingen.

Im September *) bekam Oberst Fabvier den Befehl, mit 4 Compagnien und 4 Berggeschützen nach Tripolizza

*) Die Lage Griechenlands war mittlerweile eine nahezu trostlose geworden. Ibrahim Pascha saß in Morea fest und warf Alles vor sich nieder. Missolonghi blieb von der Land- und Seeseite belagert. In Osthellas war man unthätig. Die griechische Flotte focht zwar tapfer und kühn, wie immer, vermochte aber doch keine entscheidende Wendung zu verursachen. Die Regierung war muthlos; das Volk unzufrieden. Der Sultan athmete freier auf. Metternich rieb sich die Hände. Selbst die Kabinette, die Griechenland gegenüber nicht feindselig gestimmt waren, sahen sich doch gerne der Sorge eines orientalischen Krieges enthoben. Da, in dieser größten Noth langte eine neue Steuerquote aus England an und bezeugte der Commodore Hamilton eine so auffällige Theilnahme für die Bedrängten, daß

aufzubrechen, um es wo möglich in der Nacht zu überumpeln, indem es bloß mit 3—400 Mann sollte besetzt sein. Reich mit dem priesterlichen Segen ausgestattet, verließen wir Abends Nauplia und marschirten $2\frac{1}{2}$ Stunden bis nach Mulos, oder den Mühlen, nicht weit von den lernäischen Sümpfen. *) Des anderen Morgens überstiegen wir die hohen Gebirge von Tzakonien, **) passirten wildschöne Schluchten und Anhöhen, wie auch eine fruchtbare, aber verwüstete Ebene und langten endlich auf dem letzten hohen Berge Partheni (Jungfrau) an, von wo man die große Ebene von Tripolizza sehen konnte. Gegen die brennende Sonne schützten uns die fahlen Gebirge nicht, doch gegen unsern brennenden Durst half ein bedeutender Weinberg, über den wir herfielen, — was übrigens für Manchen traurige Folgen hatte. — Gegen Mitternacht brachen wir, geführt von einem Priester, auf und hatten gegen Morgen Tripolizza umgangen. Doch wunderten wir uns sehr, daß das Signal zum Stürmen, da der Tag schon graute, nicht gegeben wurde. Der Verabredung

auf Maurokordatos' Antrag Griechenland sich unter Englands Schutz stellte. Dieser Antrag wurde zwar in London ziemlich kühl entgegengenommen, allein die Pforte und Oestreich wurden stutzig gemacht; Regierung und Volk saßen mehr Vertrauen. Neue Schaaren von Philhellenen strömten herbei. Amerika sandte ein kleines Geschwader. Besonders in Frankreich wurde die Stimmung zusehends günstiger. So wurde denn der Kampf mit frischer Kraft wieder begonnen.

*) Dasselbst hatten im Juni gl. J. die Griechen unter Maurokordatos, Ipsilanti, Fabvier und Roche die Aegyptier tüchtig geschlagen.

**) Liegen doch wohl zu südlich; vielleicht eher das Taytza- oder das Atentagebirge.

gemäß sollten einige hundert Palikaren von der andern Seite angreifen. Oberst Fabvier versammelte einige Offiziere und erklärte uns, daß nicht nur unser Anschlag verrathen sei, sondern auch statt 400 uns über 1600 Mann schlagfertig in Tripolizza erwarteten. Uns blieb nichts übrig, als in guter Ordnung abzuziehen — was denn auch geschah. Und zwar mitten durch die Ebene, so daß ungefähr 50 Araber zu Pferde hinausgelockt wurden. Diese gaben aber ihren wüthenden Angriff bald auf, als sie sahen, daß wir ihnen im Freien Stand hielten. Sie lösten sich daher in Plänkler auf, die uns aber wenig schaden konnten. Dieses war mein erster glorreicher Zug, der überdies ohne Blutvergießen ablief.

Wieder in Nauplia eingezogen, benutzte ich die nächstfolgenden Tage, um Argos und Mykenä mit seinem Grabmale des Agamemnon, oder richtiger der Schatzkammer des Atreus, zu sehen. Anfangs Oktober hatte sich das reguläre Korps schon so vermehrt, daß zwei vollständige Bataillone gebildet werden konnten. Das erste, bei welchem ich mich als Unterlieutenant befand, marschirte nach Athen, das zweite blieb in Nauplia, als dem Sitze der Regierung.

In Biadha, einem freundlichen und nicht zerstörten Städtchen auf einer Anhöhe nahe am Meere, erwarteten wir Schiffe, die uns nach Megara hinüberführen sollten. Wir bivouakirten am Ufer des Meeres in einer kleinen reizenden Ebene mit Citronen-, Orangen- und Feigenbäumen, sammt Weinbergen reich geschmückt. Nur eine halbe Stunde davon befindet sich das alte Epidaurus. — Von Megara setzten wir des andern Tags unsern Weg über Eleusis nach Athen weiter fort. Auf der Anhöhe bei dem großen Kloster Daphni angekommen, erblickten wir plötzlich das alte Athen, die stolze Akropolis mit ihren

unschätzbaren Alterthümern, den herrlichen Olivenwald *) und aus dem tiefblauen Meer emportauchend die Inseln Salamis und Megina. — Liebe Mutter, es ist nicht meine Absicht, noch würde es mir die Zeit erlauben, Ihnen Athen sammt seiner Umgebung, seinen Denkmälern und Merkwürdigkeiten zu beschreiben, sondern ich will Ihnen durch diesen Brief bloß einen kleinen Begriff der Begebenheiten und meiner eigenen Schicksale geben. —

Im Olivenwalde, wo wir einen Halt machten, kam uns Guras, der Kommandant der Akropolis, von Attika und Livadien, sammt vielen Hunderten von Kapitäns und Palikaren entgegen, um uns zu begrüßen. Es war ein höchst interessanter Anblick, als diese Häuptlinge, mit den herrlichen Gestalten und in glänzend kriegerischem Schmucke, dem Griechen wie dem Philhellenen so freundlich entgegentraten und die Haltung und Ruhe unserer Truppen, besonders aber unsere Schutz- und Trukwaffe, das Bajonett, bewunderten. Als wir aus dem Walde traten, kamen uns die Einwohner Athens entgegen. Selbst Weiber und Mädchen, etwas Unerhörtes, verschmähten es nicht, unsern braven Oberst und seine Taktiker willkommen zu heißen. Obchon verschleiert, sah man doch manch Flammenauge blitzen, ja sogar blendend weiße Zähne, umgeben von den schönsten Korallenlippen, waren zu erblicken.

In der Stadt wurden wir so gut wie möglich untergebracht. Ein Preuße und meine Wenigkeit bezogen ein Quartier, wo uns eine gute, alte Wittwe mit dem Nothwendigsten versah. Später erkundigte ich mich in der Nachbarschaft nach meinen Hausleuten und erfuhr, daß ich

*) Von dem aber jetzt nicht mehr viel vorhanden ist.

bei der sogenannten „schönen Athenienserin“ wohne. Trotz meiner Bemühungen konnte ich sie jedoch nie anders erblicken, als ganz verschleiert von einem Zimmer in das andere gehend. Ich legte alsdann, in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen bleibend, die rechte Hand zum orientalischen Gruß auf die Brust. Eines Abends aber, als ich unvermuthet die Treppe hinaufging, hörte ich das klagende Flötenspiel meines Kameraden und sah zu meiner größten Verwunderung und Freude das schöne Evafind nebst ihrer Gespielin an unserer Thüre durch's Schlüßelloch blicken. An ein Entkommen war nicht zu denken, und so hatte ich während eines kurzen, von meiner Seite ziemlich unverständlichen griechischen Gespräches Gelegenheit, diese schöne Gestalt mit dem klassischen Profile nach Gefallen zu betrachten. Mein ehrfurchtsvolles und selbst fremdartiges Benehmen machte sie für die Zukunft zutraulicher, so daß ich nicht mehr nach einer Gelegenheit, sie zu sehen, so zu sagen, schnappen mußte. Wundern Sie sich nicht, liebe Mutter, wenn ich bei jeder Gelegenheit von den schwarzäugigen Griechinnen spreche. Ein freundliches Wort von schönem Munde thut einem jeden jungen Manne, der einen Theil seiner Erziehung im Kreise schöner und edler Frauen genossen hat und nun in diesem Lande den Umgang mit dem schönen und besseren Geschlechte entbehren muß, so wohl, daß ich mich nicht enthalten konnte, von diesen für Andere geringfügigen Umständen und Gegenständen zu sprechen.

Hier in Athen ging die Formation der Truppen schnell vorwärts. Löhnung und Rationen wurden regelmäßig ausgetheilt. Offiziere, wie Soldaten, trugen die Nationaltracht in den Nationalfarben: Blau und Weiß. Die Offiziere erhielten 3 L. St. zu ihrer Equipirung. Wer

noch sogenannte Mutterbaken hatte, legte etwas dazu, und so ließ sich eine ganz brillante Uniform herstellen. Täglich wurden 4 Stunden den Waffenübungen gewidmet. Von allen Seiten strömte die Jugend herbei, so daß ein drittes und viertes Bataillon, nebst einem Kavalerie- und Artilleriekorps gebildet werden konnte.

Da man eine Landung der Türken auf der Insel Spezzia *) fürchtete, so schiffte sich Oberst Fabvier im November mit 4 Kompagnien und 4 Kanonen im Piräus ein. Wir wurden sehr gut aufgenommen und untergebracht. Mit Oberst Fabvier zusammenwohnend, sprach ich dessen durch die Sorgfalt der Primaten reichlich besetzten Tafel bestens zu. Oberst Fabvier wußte sich die Liebe und Achtung dieser Insulaner so zu gewinnen, daß sie ihn, trotz des eingewurzelten Vorurtheils und der grenzenlosen Eifersucht gegen die Fremden, mit einigen Offizieren zur Tafel baten. Und, um ihm ihre Anhänglichkeit noch deutlicher zu beweisen, mußten die Gemahlinnen und Töchter der Vornehmsten uns bei Tische aufwarten. Doch wurde uns weißlich kund gethan, dieselben bei Tische ja nicht anzusehen. Trotzdem stahl sich mancher Blick auf die Seite. — Ich sehe, daß ich schon wieder in meinen alten Fehler verfallen bin. Es soll das letztemal sein. Denn von nun an verschwindet für mich die freudengebende Cytherea, **) indem ich der blutigen Bahn des männervernichtenden Mars folgen werde. Auf Spezzia fiel mir

*) Am nördlichen Eingange des Golfes von Nauplia gelegen und schon 1778 wegen seiner seetüchtigen Bewohner durch die Türken beinahe entvölkert, lieferte es jetzt der griechischen Flotte mit von den tapfersten Matrosen.

**) Beiname der Venus von der Insel Cythera oder Cerigo.

ungemein der Kontrast auf, der zwischen dem Festlande und den Inseln besteht. Dort Unreinlichkeit und Schmutz, durch Jahre lange Sklaverei und Armuth erzeugt, hier die ausgesuchteste Reinlichkeit, Wohlstand und Reichthum, der sich in den geräumigen, auf's Eleganteste und Geschmackvollste mit europäischen Geräthschaften eingerichteten Häusern kund gibt, ein Reichthum, den diese unerschrockenen Seefahrer im Handel mit Portugal, Spanien, Frankreich und Italien erworben haben. Der Anzug der Männer und Frauen ist nicht nur reich und blendend weiß, sondern der der Letzteren auch besonders üppig und geschmackvoll. Nach einem Aufenthalte von 16 Tagen verließen wir Spezzia, ohne daß uns die türkische Flotte beunruhigt hätte.

Wieder in Athen angekommen, mußte ich mich Ende Novembers nach Nauplia zur Formation der Schützenkorps begeben. Von diesem Augenblicke fangen meine mißlichen und traurigen Tage an. Denn nicht nur, daß hier eine Epidemie herrschte, die täglich 8—14 Personen dahinraffte, sondern ich war auch ohne Freund und der einzige Europäer (?). Es dauerte nicht lange, so wurde ich von einem heftigen Wechselfieber befallen, erhielt aber dennoch den Befehl, mit 50 Mann die Mühlen am Meere unweit Argos zu besetzen. Dort mußten wir meistens unter den Waffen sein, indem wir des Nachts oft durch die arabische Reiterei beunruhigt wurden. Da ich mich in dieser naßkalten Jahreszeit während 14 Tagen ohne Obdach befand und keine andere Nahrung hatte, als Schwarzbrod und gesalzene Fische, so war eine heftige Ruhr eine Folge davon. Nachdem ich abgelöst worden war, rückte ich ganz entkräftet in Nauplia ein, allwo ein griechischer Mantel von Ziegenhaaren mein Bett und die einzige Gemächlichkeit für meinen stichen Körper war.

Den 31. *) Dezember erhielt meine Kompagnie den Befehl zu Kolokotronis zu stoßen, der mehrere tausend Mann in und um Argos gesammelt hatte, um Tripolizza des Nachts zu stürmen. Den nämlichen Tag bivouafirten wir 2 Stunden von Nauplia und den ersten Januar 1826 marschirten wir im Regen und Schneegestöber über die tzaionischen (?) Gebirge und stießen auf der Ebene von Achladokamdos, in einem Dorfe gleichen Namens, dessen Häuser an einem wilden Bergabhange zerstreut lagen, zu Kolokotronis. Glücklicherweise hielten wir uns einige Tage daselbst auf. Denn ich war durch die täglichen heftigen Fieberanfälle, und ohne Medizin mit einem siechen Körper auf der nassen Erde liegend, so entkräftet, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Durch die Anhänglichkeit einiger Soldaten wurde ich reichlich mit stärkender Suppenbrühe und Limonade versehen, so daß ich nach einigen Tagen mit Mühe weiter marschiren konnte.

Wie dieser Zug ablief, kann man sich denken. Jeder befahl, Niemand gehorchte. Kolokotronis, der en chef kommandirte, hatte auch keine große Lust sich gegen Ibrahim Pascha zu schlagen. Denn da er aus seiner Gefangenschaft auf Hydra, die er sich durch seine Habsucht, seinen Uebermuth, ja seine offene Widersetzlichkeit zugezogen hatte, erst dann befreit wurde, als durch das Herannahen Ibrahims Alles in Schrecken gerieth und man den stolzen Haudegen nicht mehr entbehren zu können meinte, so sah er in dem

*) Die Kunde des am 1. Dezember erfolgten Todes des Kaisers Alexander hatte bei den Griechen die Hoffnung auf eine ihnen günstigere Wendung der russischen Politik erweckt und der am 27. Dezember glanzvoll abgeschlagene Sturm der vereinten türkischen und ägyptischen Truppen auf Missolonghi zu neuen Opfern und Heldenthaten entflammt.

Aegypter weniger seinen Feind, als vielmehr seinen Befreier aus schmachlicher Haft. Bei dem Vorrücken gegen Tripolizza waren einzelne Chefs gar nicht zu sehen. Das Stürmen, welches bekanntlich keine Haupttugend der Moreoten ist, mußte unterbleiben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sturmleutern weggeworfen worden waren. Die feindliche Reiterei dagegen machte einen kräftigen Ausfall, durch den mancher Unglückliche in ihre Hände fiel und seine Dreistigkeit mit dem Verlust seiner Nasen und Ohren bezahlen mußte. Trotz der eingetretenen Unordnung hielt unsere Schützenkompagnie doch ordentlich zusammen, so daß uns die Reiterei nichts anhaben konnte. Wir nahmen unseren Rückzug durch die nämliche Ebene, in der wir uns einige Tage früher gesammelt hatten. Hier verließen mich meine Kräfte. Mit einem verwundeten Soldaten wurde ich in mein früheres Quartier gebracht, während die Kompagnie nach Nauplia marschirte. Die Strapazen, die Ruhr und das Fieber hatten mich so entkräftet, daß ich mein Lager, welches ich mit einigen Haus- und anderen Thieren theilte, nicht mehr verlassen konnte. In diesem hilflosen Zustande befand ich mich sechs Tage lang, ohne etwas Anderes zu genießen, als Wasser mit Citronen vermischt. Auf meine wiederholten Bitten und Drohungen, mir gegen baare Bezahlung ein Maulthier zu verschaffen, um nach Nauplia zu gelangen, gab mir mein Hauswirth, ein roher, selbstsüchtiger und gefühlloser Geselle, die Antwort, er hätte kein Maulthier und es könne mir gleich sein, ob ich hier, oder in Nauplia stürbe. Daraus merkte ich, daß ihm an meinen schönen Waffen gelegen war.

In dieser traurigen Lage, mir und meiner Verzweiflung überlassen, schritt ich zum letzten, verzweifeltsten Mittel,

forderte den verwundeten Soldaten auf mir kräftig beizustehen und rief den Bauer, mir einen Topf mit Wasser zu füllen. Im Augenblicke, als er sich entfernen wollte, versperrte ihm der Soldat mit dem Bajonett den Weg und ich setzte ihm meine Pistole auf die Brust, bei seiner Mutter Gottes ihn betheurend, es wäre sein letztes Stündlein gekommen, wenn nicht in fünf Minuten zwei Maulthiere bereit wären, um uns nach Nauplia zu bringen. Weder das Geheul dieses erbärmlichen Wichtes, der um sein Hundeleben flehte, noch das Geschrei seiner herbeigekommenen Frau und Kinder, selbst nicht das Geblöf meiner Bett- und Tischgenossen konnten uns irre machen. Die Frau stürzte zur Thüre hinaus, ich fürchtete, die Nachbarn herbeizurufen. Statt dessen waren in wenigen Augenblicken zwei Maulthiere bei der Hand. Meine Pistolen in der Hand haltend, der Soldat den Rückzug deckend, wurde ich auf ein Maulthier festgebunden, da ich nicht die Kraft hatte, mich aufrecht zu halten. Der voranmarschirende Bauer wurde nicht aus den Augen gelassen, und so ging unsere Reise schnell vorwärts. Den nämlichen Abend langten wir in Mylos an und schifften uns nach Nauplia über. Ich wurde so gut als möglich in einem Winkel untergebracht, gab meine wenige Baarschaft, die ich besaß — denn seit zwei Monaten hatten wir keinen Sold empfangen — für Medizin aus, die zwar nichts half. So lag ich entkräftet und selbst meinen Bekannten unkenntlich Tage und Wochen lang, den Tod als einzigen Retter dieses Elendes sehnlichst herbeiwünschend. Einige Zeit ehe ich nach Tripolizza zog, kam ein Deutscher in ziemlich traurigen Umständen in Nauplia an, dem ich im Stande war einige Gefälligkeiten zu erweisen. Diese belohnte er mir durch treue Pflege. Doch auch er gab

die Hoffnung des Aufkommens für mich auf und entschloß sich daher, mich nach der Insel Syra zu bringen. Zu diesem Zwecke verkaufte er meine Pistolen und meinen reichen Dolch. Besinnungslos wurde ich auf ein Schiff gebracht.

~~~~~

## Zweiter Brief.

Theure Mutter!

Auß einem früheren, in großer Eile geschriebenen Briefchen haben Sie ersehen, wie schnell und selbst wie wunderbar ich mich von meiner schweren Krankheit erholt hatte, so daß ich frisch und gesund, an vielen Erfahrungen reicher, wieder in die Reihen der Philhellenen eintreten konnte. \*) Zur Ergänzung und deutlicheren Uebersicht muß ich vorerst Einiges nachholen. Während meines im

---

\*) Dieser Brief, auf welchen Hahn sich beruft, ist meines Wissens nicht mehr vorhanden. Glücklicherweise fand ich im Archiv des bernischen Griechenvereins wenigstens einen Auszug davon durch Fetscherins Hand. Dem zu Folge wurde Hahn in das Lazareth zu Syra geschafft, lag dort geraume Zeit in dem jämmerlichsten Zustande und trat bei seiner zerrütteten Gesundheit die Heimkehr an. Mit einer Schiffsgelegenheit reiste er von da nach Smyrna und dann zurück nach Livorno. Immer noch zum Sterben schwach und aller Hülfsmittel beraubt, wandte er sich an jenen Herrn G . . . . . , der ihm früher mit einem wahrhaft

ersten Brief geschilderten Aufenthalts in Nauplia verschlimmerte sich auch die Lage des tactischen Corps in Athen in Folge Mangels an Geld und Unterhalt, zum

---

väterlichen Wohlwollen entgegengekommen war. Doch lassen wir Hahn selbst erzählen, welche bittere Erfahrungen er da machen mußte. Er schreibt: „Mit vollem Vertrauen wollte ich ihm meine traurige Lage schildern und, da ich nicht im Stande war, das Schiffsgeld, die Arznei und die Quarantänekosten zu bezahlen, ja sogar der Kleider und des Weißzeugs ermangelte, ihn um einen Vorschuß bitten, indem ich ihn, da ich keine andere Sicherheit geben konnte, auf mein einstiges Erbtheil anwies. Aber nicht nur, daß er meine Rückkunft mißbilligte, sondern er fühlte sich durch mein Ansuchen höchlichst beleidigt. Liebe Mutter, dies ist der nämliche Mann, der mich bei dem Abschiede einst thränenden Auges umarmte und mich bat, mich nie an einen Andern, als an ihn zu wenden, wenn ich je etwas nöthig haben sollte. Schließlich bemerkte er mir, daß die Armenkasse des Consulates mir täglich etwas verabfolgen werde. Liebe Mutter, Sie kennen meine Grundsätze. Empört über diesen Antrag, antwortete ich ihm höflich, aber mit Entschiedenheit, daß ich eher allem Elende ausgesetzt bleiben, als ein solches, meinen Gefühlen widerstrebendes Anerbieten annehmen wolle.“

Daß Hahn trotz seiner bitteren Noth und solchen noch bittereren Erfahrungen in seinem einmal gefaßten Entschlusse sich nicht wankend machen ließ und nur die Wiederherstellung seiner Gesundheit abwarten wollte, um ein nach Unabhängigkeit ringendes Volk, so weit es ihm gegeben war, zu unterstützen; ja daß er in seiner großen Verlegenheit zwar wohl an den Griechenverein in Bern schrieb, aber nicht für eine Unterstützung zu seinen Gunsten, sondern lediglich für einige Philhellenen, die sich in nicht minder kläglichen Verhältnissen zu Livorno befanden; — das zeugt von dem Adel und der Festigkeit einer Gesinnung, welche die Keime einer schöneren Zukunft in sich trug.

Uebrigens sollte die Stunde der Hülfe nun auch für unsern Hahn bald schlagen. Denn um eben diese Zeit langte in Livorno der edle Gynard an, welcher dem verlassenen jungen Berner die

Theil auch durch die Mißgunst einiger Regierungsmitglieder, durch die Eifersucht mehrerer Häuptlinge und auch durch einen unbegreiflichen Mißgriff Fabviers selbst. Während des so oft eingetretenen Regierungswechsels waren doch immer Kolettis und Maurokordatos die Einflußreichsten. Wie nun die zwei Männer selten unter sich einig waren, eben so beförderte der eine das taktische Korps, während der andere es zu untergraben suchte. — Die Eifersucht der Häuptlinge wurde dadurch rege, daß das reguläre Korps — eine feste und zuverlässige Stütze der Regierung — immer mehr Anhänger und Einfluß sich erwarb und gar oft auf Befehl der Regierung dem tollen Treiben jener Kapitanos Einhalt that. — Der Mißgriff Fabvier's war folgender: Der allmächtige Guras, Kommandant der Akropolis Athens und ganz Rumeliens, ein ausgezeichnet braver Soldat und heller Kopf, fing seine militärische Laufbahn als gemeiner Soldat unter Odysseus an, wurde Offizier und erwarb sich schon einen bedeutenden Namen in der Schlacht bei den Thermopylen, \*) wo er sieben, mit eigener Hand abgeschlagene Türkencöpfe seinem Feldherrn brachte. Durch den persönlichen Haß und die

---

freundlichste Fürsorge angedeihen ließ. Nachdem Gahn noch einen kleinen Abstecher nach Triest gemacht — wahrscheinlich um eine günstige Fahrgelegenheit zu suchen — begab er sich in der zweiten Hälfte Juli's mit Geldmitteln hinlänglich versehen und obendrein von Baron de Lugny mit einem Empfehlungsschreiben an den bereits in den griechischen Gewässern kreuzenden Lord Cochrane ausgerüstet, an Bord eines griechischen Schiffes, das unter englischer Flagge von Livorno nach der Insel Cerigo fuhr. Von da eilte Gahn nach Nauplia und Methana, wohin Oberst Fabvier sich zurückgezogen hatte.

\*) In den ersten Jahren des Befreiungskampfes.



Eifersucht eines Regierungsmitgliedes wurde der brave, tapfere, schlaue, erfinderische und von seinen Soldaten geliebte Odysseus, ein würdiger Namensvetter des Fürsten von Ithaka, als Feind der Regierung und des Staates erklärt. \*) Der undankbare und ehrgeizige Guras benutzte dieses zu seinem Vortheil und verfolgte seinen ehemaligen Chef und Wohlthäter, bis er in seine Hände gerieth, und später durch einen Sturz von der Akropolis sein Leben verlor. \*\*) Guras, der uns bei unserem Einzug in Athen so freundschaftlich entgegenkam, durch seinen Einfluß uns viele 100 Rekruten verschaffte, durch kräftige Maßregeln es bei den zum Sprüchwort gewordenen geizigen Atheniensern dahin brachte, daß uns viele Monate lang Verpflegung und Löhnung richtig verabfolgt wurde, — Guras, von dem allgemeinen Enthusiasmus für die regulären Truppen mitfortgerissen, durch die öftern freundschaftlichen Zusammenkünfte mit Oberst Fabvier und anderen europäischen Offizieren vom unbedingten Vortheil unserer Taktik fest überzeugt, und durch seine schöne und geistreiche Gemahlin, die während der öftern Abwesenheit das Kommando der Akropolis mit kräftiger Hand führte, aufgemuntert, — Guras bot sich nun an, mit den Seinen in das taktische Korps des Oberst Fabvier zu treten. Dieser unter den damaligen Verhältnissen gewiß hochherzige und folgeschwere Entschluß wurde mit Jubel und Freuden aufgenommen. Oberst Fabvier bot ihm gleich das Kom-

---

\*) Gesah übrigens nicht ohne Grund. War von einem maßlosen Ehrgeiz besessen, der ihn hernach bis zum förmlichen Verrath an dem Vaterlande führte. Dem verdienten Lohn konnte er aber auch nicht entgehen.

\*\*) Guras that hier nur seine Pflicht, indem Odysseus eines Einverständnisses mit den Türken überwiesen war.

mando eines neuformirten Bataillons als Major an, was Guras mit Dank und sichtbarer Freude annahm. Einige Tage vor seiner förmlichen Installation, welche in Anwesenheit aller Waffengattungen des versammelten Athens und unter klingendem Spiele stattfinden sollte, hörte man jedoch einige beunruhigende Gerüchte in der Stadt. Der bestimmte Tag brach an. Allein nicht Guras, sondern ein Hauptmann der Unsrigen wurde als Kommandant ernannt. Was unseren Oberst, der durch seinen Muth, sein festes Beharren und durch seine Uneigennützigkeit die Achtung und Dankbarkeit aller Hellenen verdient und erworben hat, zu diesem Schritte veranlaßte, wage ich nicht zu bestimmen. Von unermesslichen Folgen wäre der Eintritt Guras' in das taktische Korps jedenfalls gewesen. Denn wir wären dadurch nicht nur alles Mangels enthoben worden, sondern hätten auch — indem viele Tausende von Guras' Palikaren und Anhängern dieses Beispiel befolgt haben würden — die Offensive gegen den Feind ergreifen können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sache Griechenlands so eine ganz andere Wendung genommen hätte. Durch diese beleidigende Hintansetzung wurde aber Guras unser erbitterte Feind, und die Folge davon war, daß kein Sold mehr bezahlt wurde, viele ihre Fahnen verließen und selbst Meßereien und Streitigkeiten vorkamen.

Aus Mangel und Verlegenheit mußte Fabvier die unter den früheren und günstigeren Umständen bezweckte Expedition gegen Karysto auf der Insel Negropont \*) nun

---

\*) Negropont oder Euböa. Karysto, Hauptstadt von Süd-Euböa, unweit des Meeres reizend gelegen und noch jetzt durch seinen Honig und seine Steinbrüche berühmt.

gleichwohl unternehmen, wobei er sich einzig auf die Zusage einiger Regierungsmitglieder, für Geld, Munition und Provision sorgen zu wollen, verlassen konnte. \*) Ende Februar 1826 verließ Oberst Fabvier mit ungefähr 1400 regulären und 800 irregulären Truppen nebst etwas Reiterei und Artillerie Athen, schiffte sich auf Barken nach Megropont ein und erstürmte die Stadt Karysto, wo viele Türken, welche sich nicht in die Festung zurückziehen konnten, unter den Bajonetten der Unsrigen fielen. Wie früher bemerkt, sollten unsere Truppen mit allem Nothwendigen von der Regierung versehen werden, fanden aber nichts. Die kleinen Bergkanonen konnten nicht mit Nachdruck die Festung beschießen, der Unterhalt mußte unter immerwährenden Scharmükeln erkämpft und die 30—40 Patronen, die jeder Mann hatte, geschont werden. Diese Gründe hielten Fabvier, der immer auf Unterstützung wartete, während 10 Tagen in Karysto auf, bis er die Nachricht erhielt, Omer Pascha rücke mit bedeutenden Kavalerie- und Infanterie-Massen an. Fabvier vertheilte seine Truppen und ging mit der größeren Hälfte dem Pascha entgegen, damit eine Kriegsliste verbindend, um die

---

\*) Ueber den Zusammenhang mit der Gesamtbewegung und die Beweggründe der nachfolgenden Expedition gibt Gervinus VI, S. 218. Aufschluß, wenn er sagt: „Die Regierung hätte gern Karaiskakis zu einem Entsatz- und Hülfsszuge auf Mesolongi beordert, Fabvier mit seinen Taktikern war bereit sich an diesen Punkt der Gefahr zu begeben, aber die Regierung hätte nun nach der Erschöpfung der Anleihe in den unwirthlichen Bergen des ausgesogenen Metoliens nicht das kleinste Corps erhalten können. Fabvier zog daher den Versuch einer ferneren, schwächeren Diversion in Euböa vor, das man ihm als eine reichere, nährendere Landschaft schilderte.“

unbesorgten Türken aus der Festung zu locken, — welches auch gelang. Doch die zwei Hauptleute, ein Grieche und ein Italiener, die Fabvier in der Stadt selbst zurückgelassen hatte, ließen zu eilig Sturm schlagen, so daß die erschrockenen Türken schleunigst nach den sie schützenden Wällen zurückliefen. Dieser Unvorsichtigkeit, doch hauptsächlich der niedrigen Eifersucht, oder sonstigem Privatinteresse der Regierung hatten wir es zu verdanken, daß Karysto nicht nur nicht eingenommen wurde, sondern daß Fabvier der großen Uebermacht weichen und in schnell aufgeworfenen Tambours \*) an's Meer sich zurückziehen mußte. Hier verweilte er, dem Hunger und den Sonnenstrahlen preisgegeben, den türkischen Kanonen ausgesetzt und vom Feinde stark gedrängt, \*\*) zehn lange Tage, bis endlich (von dem Grafen Porro beauftragt) der Häuptling Kriezotis mit einigen Schiffen von Syra herbeikommend, ihn erlöste. —

So endigte diese glücklich begonnene Expedition, der erste und empfindlichste Schlag für die kaum organisirten taktischen Truppen. \*\*\*) Die Mannschaft wurde auf die Inseln Syra und Tinos gebracht. — Mangel an Allem und daher auch Unzufriedenheit herrschte unter der Mannschaft, so daß häufiges Desertiren und selbst Meuterei die Folge davon war. Der Kommandant des 1. Bataillons wurde sogar von seinen eigenen Soldaten erschossen. —

---

\*) So wird in der Militärsprache eine Art von Palissadenbefestigung genannt.

\*\*) Und obendrein durch 11 türkische Schiffe von aller Zufuhr abgeschnitten.

\*\*\*) „Der Stoß, den das Ansehen der Taktiker und ihres tapfern Führers von neuem in der Meinung erlitten, war unverwindbar.“ Gervinus VI, S. 219.



Der Thäter wurde 16 Monate später auf der Insel Salamis entdeckt, vor ein zusammengesetztes Kriegsgericht gestellt und erschossen. —

In den letzten Tagen des Monat März\*) langte Fabvier mit seinem Corps in Athen an. Hier war neue Noth und neuer Mangel. Das in Athen zurückgebliebene dritte Bataillon hatte keinen Sold bekommen und war den Neckereien Guras' und seiner Palikaren täglich ausgesetzt. Fabvier ging daher nach Nauplia, um die trostlose Lage seiner Truppen der Regierung vorzustellen und womöglich etwas Geld zu bekommen, seine Soldaten zu befriedigen. Doch die Väter des Vaterlandes konnten, oder besser wollten nichts thun. Die ungeheuren Summen der englischen Anleihe waren nutzlos verschwendet und zum Theil in ihre und ihrer Anhänger Tasche geflossen.\*\*\*) Auf's Aeußerste gekränkt kehrte Oberst Fabvier mit leeren Händen zurück. Kurze Zeit darauf brach er, einem Befehl der Regierung Folge leistend, mit seinem ganzen Corps nach Nauplia auf, um wo möglich die zwischen Grivas und der Regierung eingetretenen Zwistigkeiten beizulegen. Da aber auch hier Privatinteresse beide Parteien lenkte, indem die Regierung den Sulioten das Fort Palamides in die Hände spielen wollte, Grivas ihnen aber zuvorkam und

---

\*) Nach Klüber: „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands,“ S. 172, hatte Fabvier im März 1826, vereint mit Guras, einen letzten Versuch zum Entsatz Missolonghis gewagt, einzelne glänzende Siege erreicht, aber ohne an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

\*\*) Hahn urtheilt hier nach den damals in Umlauf gesetzten Gerüchten viel zu hart und scharf. Es ist erwiesen, daß nicht sowohl Griechen, als vielmehr Engländer und Amerikaner auf eine unverantwortliche, schmachwürdige Weise sich bereicherten.

dasſelbe mit ſeinen Rumelioten beſetzte, ſo entſchloß ſich der Oberſt, das zweite Bataillon, das biſher in Nauplia gelegen, an ſich ziehend, die Umgegend von Nauplia zu verlaſſen. \*) Dieſer thätige, beharrliche und kein Hinderniß ſcheuende Mann ſah voraus, daß ſein Korps weder Hülfe, noch Unterſtützung von der Regierung zu erwarten habe. \*\*) Um ſeinen durch den Feldzug ermüdeten Truppen Ruhe und Erholung zu gewähren und hoffend, dieſelben durch Werbung noch verſtärken zu können, faßte er den glücklichen Entſchluß, ſich auf der Halbinſel Methana, gegenüber der Inſel Poros, feſtzuſetzen. Um dieſen Plan in's Leben treten zu laſſen, verließ Oberſt Fabvier mit ſeinem dritten Bataillon, mit der Kavalerie und Artillerie Nauplia, ſchickte dann auf das Anſuchen der Hydrioten ein Bataillon als Garniſon nach Hydra und marſchirte mit den übrigen Truppen nach Methana. \*\*\*)

Dem Beſpiele des Führers folgend, ſchleppten Offiziere und Soldaten die nöthigen Materialien herbei, ſo daß in unglaublich kurzer Zeit die zwei Forts, Theſeus und Diamant, mit den nöthigen Feuerſchlünden beſetzt waren und eine Batterie mit 4 Vierundzwanzigpfündern zum Schutze des ſchönen kleinen Hafens errichtet wurde. Am

---

\*) So befeindete, ja beſchoß man ſich gegenseitig, als man täglich den Fall Miſſolonghi's erwarten mußte.

\*\*) Anders Gervinus VI, S. 219, nach welchem die Regierung vielmehr ihm Mittel und Muße ſchaffte, ſeine Truppe auf dem Vorgebirge Methana neuzubilden.

\*\*\*) Methana iſt jene vulkanische Halbinſel, welche ſich von Morea aus in den Golf von Aegina hinauferſtreckt. In ihrer Mitte erhebt ſich der 2280 Fuß hohe Rhelana. Die nahen Inſeln, die vielen Buchten und Schluchten und die Verbindung mit dem Feſtlande waren für die Zwecke Fabviers vorzüglichſt geeignet.

Abhänge des Berges, der mit Olivenbäumen reich besetzt war, erhoben sich steinerne Magazine, sowie für Oberst Fabvier ein Häuschen, umgeben von vielen Zelten und Baraken. Auf einem, eine halbe Stunde entfernten Hügel, Dara genannt, befand sich ein Theil der Infanterie. Die Reiterei lag in dem  $1\frac{1}{2}$  Stunden entfernten Damala, \*) dem ehemaligen Trözene. Außer den zu unserem Korps gehörigen Familien suchten noch viele andere Schutz in dem neuen Taktikopolis. \*\*) Die Einwohner der Halbinsel legten bald alle Furcht und Scheu bei Seite und traten in ein für beide Theile vortheilhaftes und freundschaftliches Verhältniß. Denn der Landmann, der seine Lebensmittel gegen einen hübschen Preis absetzen konnte, war zugleich gegen jeden Raubzug des Feindes, sowie der beutegierigen Häuptlinge durch die neue Kolonie gesichert und daher gerne zu allen möglichen Diensten erbötig. Ueberdies schlossen sich theils aus Anhänglichkeit, theils weil der von unsern Geschützen bestrichene Hafen ihnen völlige Sicherheit darbot, mehrere größere und kleinere Schiffe an Fabvier an. Unsere kleine Kolonie vermehrte sich täglich. Die Organisation ging schnell vorwärts, und auch die heilige Schaar der Philhellenen, in einem  $1\frac{1}{2}$  Stunden entfernten Dorfe gelegen, verstärkte sich durch neue Ankömmlinge. So kam es, daß die Regierung, von Grivas aus Nauplia verjagt, den Entschluß faßte, sich dem Oberst Fabvier und seinen treuen Truppen in die Arme zu werfen. Zum Unglück des Landes aber wurde dieser Entschluß

---

\*) Dara und Damala liegen schon nicht mehr auf der Halbinsel Methana, sondern an dem engen Kanal, der sich zwischen Poros und dem Festlande durchzieht.

\*\*) D. h. Stadt der Taktiker.

nicht ausgeführt. Während dieser Zeit wurde Athen hart belagert. Doch leistete Guras, als Kommandant der Akropolis, kräftigen Widerstand und machte häufige Ausfälle.

Ende Juli\*) wurde Oberst Fabvier aufgefordert, in Verbindung mit mehreren Häuptlingen Athen womöglich zu entsetzen. Zu diesem Zwecke verließ derselbe mit ungefähr 70 Philhellenen, 2 Bataillons und 4 Berggeschützen Methana, wo das dritte Bataillon als Besatzung zurückblieb, und schiffte nach Eleusis über.

Doch ehe ich mich mit den wilden Türkenchwärmen hier einlasse, muß ich einer Waffenthat der regulären Kavalerie erwähnen. Kolokotronis, der auf den hohen Bergen gegen Tripolizza gelagert war, konnte auf der großen Ebene gegen die taktischen Truppen Ibrahim Pascha's

---

\*) Hier tritt nun Hahn wieder selbst mithandelnd auf den Schauplatz; und hier mag auch der Ort sein, daran zu erinnern, daß am 22. April 1826 Missolonghi nach dem ruhmreichsten Widerstand gefallen war. Ein Ereigniß, das einerseits die entzweiten Griechen zur Einigkeit mahnte und zur Aufbietung der äußersten Kräfte entflammte, anderseits selbst die steinharten Herzen der abendländischen Diplomaten für die heldenmüthigen Kämpfer etwas weicher stimmte. Schon am 4. April war das Protokoll von St. Petersburg zu Stande gekommen, in welchem Griechenland von England und Rußland die Suzeränität gegen Abgabe eines jährlichen Tributs an die Pforte garantirt ward. Dieser Vertrag wurde von dem Sultan sehr mißfällig, von der abermals in Epidaurus tagenden Nationalversammlung, mit Ausnahme einer einzigen, aber energischen Stimme, sehr beifällig aufgenommen. Trat dieser Vertrag freilich nicht in Kraft, so hatte er doch für Griechenland die moralische Wirkung, daß es sich nicht mehr so verlassen fühlte, sondern bemerken durfte, wie mächtige Hände ein Steinlein wenigstens in seine Wagschale legten.



ohne Reiterei nichts ausrichten. Er ersuchte daher unsern Oberst, ihm seine Kavalerie auf einige Zeit zu überlassen. Anfangs August verließ unsere Reiterei, an 250 Mann, Trözene, und stieß zu den Truppen Kolokotronis'. Dieser hatte hauptsächlich sein Augenmerk auf ein arabisches Elitenkorps von 400 Mann gerichtet, welches auf der Ebene, unweit dem Ausgange der Bergschluchten, Posto gefaßt hatte. Während Kolokotronis mit den Seinen die Bergabhänge in aller Stille besetzte, verließ die Reiterei die Schluchten und befand sich, ehe sie es vermuthet, dem Feinde gegenüber, der schnell ein Quarré formirt hatte. Die Kavalerie hielt unwillkürlich an. Denn drohend blickten ihr die Bajonette aus den schwarzen Massen entgegen. Zum erstenmal sollte sich unsere Reiterei mit dem taktisch-geübten Feinde messen. Die Unschlüssigkeit der Mannschaft sehend, aber auch die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, stürzten sich drei Freiwillige, ein Deutscher, ein Pole und ein Grieche, der unter den napoleonischen Mameluken das Ehrenkreuz erworben hatte, den schwarzen Höllengesichtern entgegen. Dem guten Beispiele folgend, jagte unsere Kavalerie gleich dem Wetterleuchten heran, so daß Freund und Feind dem Blicke der erstaunten Kolokotronisten durch Dampf und Staub entzogen wurde. Kolokotronis verließ sogleich seine Anhöhen, doch kam er trotz dem besten Willen erst nach gethauer, blutiger Arbeit an; 385 schwarze Leichname bedeckten den Wahlplatz. — Was dem Nacheschwert entging, zerschmetterten die Hufen der Pferde. Mehrere italienische Offiziere in Ibrahim's Diensten theilten das Schicksal der Aegypter. Nur ein Offizier mit ungefähr 20 Mann rettete sich, während sich die heutelustigen Griechen mit der Garderobe der Gefallenen beschäftigten. —

In Eleufis angekommen blieben wir allda zwei Tage, während derer sich die Irregulären unter Karaiskakis, Kriezotis, Steffos und andern Kapitäns ungefähr 3000 Mann stark sammelten. In der Nacht brachen wir auf und marschirten drei Stunden weit nach Chaidari, dem ehemaligen Landhause eines angesehenen Türken, wovon noch etliche Trümmer sammt einem mit Mauern eingefassten Garten vorhanden waren. \*) Bei Tagesanbruch beschäftigten sich die Irregulären mit Aufwerfen von Tambours. Noch waren aber dieselben nicht zur Hälfte vollendet, als schon ein Schwarm türkischer Kavalerie mit verhängtem Bügel den Olivenwald bei Athen verließ und tollkühn auf uns anritt. Doch ein gut gezieltes Gewehrfeuer und ganz besonders der Tod des türkischen Fahnenträgers trieb denselben bald zurück.

Der Fahnenträger ist nämlich bei Griechen sowohl als bei Türken immer ein Mann von ausgezeichnete Tapferkeit und unerschütterlichem Muth und befindet sich bei dem Angriffe stets an der Spitze der Truppe. Meistens ein Opfer seines Muthes, wird er jedoch schnell ersetzt, da es für die größte Auszeichnung gilt, die Fahne gegen den Feind zu tragen. — Bairaktar, oder Fähdrieh, ist daher bei den Türken ein beneideter Ehrename und hat schon Personen höchsten Ranges, wie den tapfern Großvezier Mustafa, ausgezeichnet.

Nachmittags zwei Uhr, da Alles ermüdet war und vor der senkrecht brennenden Sonne Schutz suchte, stürzte gleich einem Gewitter die Kavalerie, ungefähr 600 Mann stark, auf uns los, nachdem sie sich, durch Anhöhen und

---

\*) Chaidari, jetzt ein kleines Dörfchen, etwa 1 Stunde nordwestlich von Athen und unfern der „heiligen Straße“ gelegen.

Schluchten gedeckt, ungesehen auf einige tausend Schritte herangeschlichen hatte. Der Wachsamkeit unserer Vorposten, sowie der Geistesgegenwart eines Artillerieunteroffiziers, der noch zu rechter Zeit die vier Kanonen losbrannte und durch ihre Kartätschen Tod und Verderben in die Schaaren der Feinde brachte, hatten wir es zu verdanken, daß wir nicht einem Ueberfall im vollen Sinne des Wortes ausgesetzt worden waren. Sogleich erhielten wir Philhellenen den Befehl, die Reiterei mit dem Bajonett anzugreifen, während das erste Bataillon eine Anhöhe stürmte, von welcher zwei feindliche Kanonen uns beschossen. Unser Häuflein ging fest geschlossen den wilden Schwärmen kühn entgegen, welche kaum ihren Sinnen trauend über solch ein unerhörtes und nie gesehenes Wagestück sich zurückzogen, doch gleich darauf mit furchtbarem Allahruf sich wieder gegen uns wandten und uns zu zermalmen drohten. Allein fest wie unser Wille und stark wie Manneskraft blieben wir geschlossen. Durch ein gut genährtes Kottentfeuer wurde mancher Muselman hingestreckt, der im Tode noch die fränkischen Hunde verfluchte. Da wir in die Länge doch hätten unterliegen müssen, so kam uns die Entschlossenheit des braven ersten Bataillons gut zu Statte. Denn, nachdem die Anhöhe, wo der Feind mit Mühe nur seine 2 Geschütze rettete, im Sturm genommen war, flohen auch die Infanteriemassen, die hinter den Anhöhen versteckt waren. Durch ihre wilde Flucht ward auch die Kavalerie gezwungen das Feld zu räumen.

Diesen doppelten Sieg glaubte unser brave Oberst am besten zu benutzen, wenn unsere kleine Armee sogleich aufbrechen würde, um den großen Olivenwald von Athen zu erreichen. Denn durch diese feste Position wären wir nicht nur der belagerten Akropolis ganz nahe, sondern

auch gegen die gefürchteten Reiter Schwärme gesichert gewesen. Ich sage mit Recht die gefürchtete Reiterei; denn der irreguläre Soldat, nur sich selbst überlassen, oder höchstens in kleiner Anzahl den Feind angreifend und verfolgend, kann unmöglich der wilden und tüchtigen türkischen Reiterei im freien Felde Stand halten. Dies war daher der Grund, weshalb die Palikarenhäuptlinge die Ansicht unseres Obersts nicht theilten, sondern es vorzogen, in der ziemlich festen Stellung das Weitere zu erwarten. \*)

Raum erglänzten am folgenden Morgen (20. August) die nahen Gebirge im wunderherrlichen südlichen Blau, so erschien Kutai-Pascha, des Sultans Liebling und General en chef, und Omer Pascha von Negropont her mit seiner Kavalerie und verdoppelter Macht. Die Kavalerie stürzte sich wie wahnsinnig auf unsern linken Flügel, wurde jedoch von den entschlossenen Palikaren mit einem mörderischen Feuer empfangen, so daß sie mit fürchterlichem Geheul, wilden Thieren gleich, auf ihren unvergleichlichen Pferden auf den rechten Flügel sich warfen, um dort ihr Glück zu versuchen. Doch auch da mußte sie vor dem Feuer unserer zwei Kanonen viele Todte und Verwundete zurücklassen und sich endlich hinter ihr Fußvolk zurückziehen. Wir benutzten diese Zeit, um die Verwundeten in den Garten auf unserm rechten Flügel zu bringen, wo der junge Doktor B. aus Dresden inmitten der fallenden Granaten mit viel Muth und Aufopferung seine blutigen Geschäfte verrichtete. Was die Reiterei nicht vollbringen konnte, sollte das Fußvolk versuchen.

---

\*) Nicht nur von den Palikaren, sondern auch von Karaiskakis wurde Fabviers gewiß ganz ausgezeichnete Vorschlag verworfen. Karaiskakis rieth vielmehr zu einer Diversion nach dem Piräus. Unter solchen Umständen verstrich die kostbare Zeit.



Mit dem gewöhnlichen Allahruf bewegten sich die türkischen Halbmonde gegen unser erstes Bataillon, das die vorigen Tages erstürmte Anhöhe noch besetzt hielt. Dieses Bataillon, unterstützt von zwei Kanonen, leistete dem sechsmal stärkeren Feinde muthigen Widerstand, so daß sich die Leichen der Ungläubigen immer mehr anhäuften. Frische Kämpfer ersetzten die Gefallenen, doch ohne besseren Erfolg. Allein jetzt gelang es einigen türkischen Fahnenträgern, den Fuß unserer Anhöhe zu erreichen und dort ihre Fahnen aufzupflanzen. Schnell folgten ihnen die übrigen nach, so daß wir die Fahnen und Gewehre auf zwanzig Schritte von uns erblickten, ohne dem Feinde beikommen zu können. Jetzt aber hatte der Kommandant des Bataillons, ein Franzose, den unglücklichen Gedanken, seine gegen die Angriffe der Reiterei gesicherte Stellung zu verlassen. Sogleich stürzten die Feinde hervor, um einerseits die Anhöhe zu besetzen, andererseits unsere Todten auszuplündern. Auch die Reiterei jagte nun dem Bataillon entgegen. Doch eben so schnell als ruhig ward das Quarré formirt, und die Rasenden prallten vor der blitzenden Mauer zurück. Ein kräftiges Rottenfeuer steigerte ihre Wuth. Sie versuchte noch einmal bei den Tambours des linken Flügels durchzubrechen, um uns zu umgehen. Doch wurde sie auch dort mit Tod und Verderben empfangen. Tollkühn versuchten Einige mit ihren Pferden in die Tambours hineinzusehen, Andere sprengten bis an dieselben heran, um die Steine und Erde, womit sie erbaut waren, mit ihren Lanzen und langen Gewehren zu zerstören. Den braven Palikaren mangelte die Zeit frisch zu laden, sie griffen daher zu Steinen und mancher Reiter mit seinem Pferde mußte, von mächtigem Steinwurfe getroffen, sein Leben aushauchen. Aufgebracht über den Verlust und

das Zurückweichen seiner Reiterei, setzte sich der Pascha selbst an ihre Spitze, während das Fußvolk ihn nach Kräften unterstützte. Doch weder der racheschnaubende Pascha, noch das sturmwindähnliche Daherkommen der Reiterei, oder das todbringende Feuer der Infanterie konnten uns den Sieg entreißen. Dies geschah aber nunmehr durch das hämische Schicksal. Denn im Augenblicke, als der Führer des ersten Bataillons an das Quarré das Kommando „fertig“ gegeben hatte, traf ihn eine Kugel in die Seite, so daß er nicht mehr im Stande war, den Befehl zum Feuern zu ertheilen. Das Bataillonskommando hätte sogleich vom ältesten Hauptmann übernommen werden sollen, welches aber wegen Mangel an Entschlossenheit und ruhigem Ueberblick unterblieb. Es fieng daher ein Jeder nach eigenem Gutdünken an zu feuern. Diese Unordnung, sowie der verrätherische Ruf des Schützenhauptmanns des zweiten Bataillons: „Rettet euch! Wir sind verloren!“ — entrissen uns den durch blutige Arbeit bereits errungenen Sieg. Die Irregulären verloren die während des ganzen Tages bewiesene Kaltblütigkeit und vereinzelt verließen sie ihre festen Tambours. Der Feind, frischen Muth schöpfend, griff von allen Seiten an. Die ohnehin schwache Grenadierkompagnie hatte schon 19 Tode. Die Unordnung wurde immer größer, so daß nur mit Mühe ein Rückzug bis zum Garten veranstaltet werden konnte.

Wir Philhellenen und einige Kompagnien Taktiker hielten uns noch einige Zeit hinter den uns schützenden Mauern und brachten dem Feinde noch manchen Verlust bei. Doch gegen Sonnenuntergang war es uns unmöglich länger Stand zu halten. Denn die Irregulären und ein Theil des zweiten Bataillons waren schon im vollen

Rückzuge begriffen, so daß auch wir gezwungen waren, unser Heil in der Schnelligkeit unserer Füße zu suchen. Im Garten selbst verloren wir noch zwei Philhellenen, einen Deutschen und einen Italiener. Mancher Brave unterlag dem Henkersbeile, ehe er die Gebirge erreichen konnte. Von Rache entflammt, eilte uns die Kavalerie nach, aber, wie gewöhnlich, rettete uns ihre Dummheit und Beutelust. Denn während ein Reiter abstieg, um einen Erschlagenen zu berauben, oder einem Gefangenen die Ohren oder den Kopf abzuschneiden, hatten die Uebrigen schon einen nicht mehr zu erreichenden Vorsprung genommen. \*)

Hier ein Beispiel außerordentlicher Kaltblütigkeit. Ein Grenadier wurde von einem Reiter verfolgt. Bald war er eingeholt und sah keine Rettung mehr. Bei einem auf ihn gerichteten Pistolenschuß stellte er sich getroffen und fiel zu Boden. Der Reiter, schnell vom Pferde, hatte keine Zeit, sich mit dem Kopfschneiden abzugeben, sondern begnügte sich mit dem Abhauen beider Ohren, steckte dieselben in seine Tasche und bestieg sein Pferd. Der Grenadier, der bis dahin regungslos geblieben, richtete sich

---

\*) Nach Gervinus VI, S. 245 und 246 hatte Fabvier schließlich das Gefecht wieder ordentlich herstellen können. „Im griechischen Kriegsrathe — fährt Gervinus weiter — beschloß man nun, zur Nachtzeit die Irregulären zum Sturme auf die feindlichen Verschanzungen zu führen; diese Truppen aber flohen im Augenblick ihrer Aufgabe, die Befehle ihrer Führer mißachtend, erschreckt nach dem Gebirge zurück, allarmirten dadurch die Feinde und nöthigten auch die Taktiker, die Gunst der Nacht zu ihrem Rückzuge zu benutzen. Die ganze Armee fiel auf Cleusis nach dieser schimpflichen — (?) Schlappe zurück, die Fabvier und Paraiskakis einer auf des Andern Verschuldung schoben.“

schnell auf, wischte sich das Blut weg und erreichte glücklich seine Compagnie.

Die anbrechende Dunkelheit, doch hauptsächlich die erreichten Höhen schützten uns vor weiterer Verfolgung. Nach einem höchst beschwerlichen Wege und erschöpft von den übermäßigen Anstrengungen des Tages trafen wir bei Nacht wieder in Eleusis ein. So endigte auch dieser Zug unglücklich für uns, obchon die Ausdauer der Truppen, ihre Unererschrockenheit und ihr Muth eines bessern Erfolges würdig gewesen wäre. \*) Den Eingeständnissen später eingebrachter Türken und aufgefangener Briefe zufolge belief sich der Verlust des Feindes auf mehr denn 900 Mann. Also über das Vierfache des Unsrigen. In Eleusis blieben wir zwei Tage. Doch bald zwang uns der Mangel an Allem, uns nach Ambelaki auf der Insel Salamis zu begeben. Dort hielten wir uns einige Zeit auf, um unseren Wunden und zerquetschten Gliedern etwas Ruhe zu gönnen.

Anfangs September sollte eine griechische Goëlette, von einem gedienten französischen Marineoffizier befehligt, einen Kreuzzug machen. Oberst Fabvier besetzte sie mit Philhellenen, die sich freiwillig zu diesem Dienste meldeten und zu denen auch ich gehörte. Wir verließen, 36 an der Zahl, die Insel Salamis, und mußten wegen widrigen Winden

---

\*) Diese Niederlage war ein furchtbarer Schlag für die Griechen überhaupt, aber insonderheit für die Belagerten auf der Akropolis, die schon das Ende ihrer Leiden entgegnahen und nun um ihre süßen Hoffnungen sich grausam betrogen sahen. Guras ward genöthigt, eine Anzahl unbrauchbarer und unzuverlässiger Männer und 300 Frauen nach Salamis schaffen zu lassen. Auf der Burg blieben nur noch 800 Streiter und im Ganzen 1630 Seelen zurück.



vier Tage im Hafen von Bea\*) bleiben. Diese Zeit wurde benutzt, um Ausflüge vorzunehmen, die gewöhnlich damit endeten, daß wir dem vortrefflichen Landweine die größte Gerechtigkeit widerfahren ließen.\*\*) Am fünften Tage lichteten wir die Anker und fuhren in die Meerenge von Negropont ein, um die Zufuhr von dieser Insel nach dem Festlande zu verhindern.

Eines Abends sahen wir auf attischer Küste ein großes Feuer, um welches sich mehrere Gestalten bewegten, die wir als Türken zu erkennen glaubten. Ungefähr 20 Mann stark bestiegen wir die große Barke und ruderten so behutsam als möglich dem Ufer zu, schifften uns in aller Stille aus und kamen auf einem kleinen Umwege dem Feuer so nahe, daß wir unerwartet über die überraschte Mannschaft herfallen konnten. Mehrere blieben auf dem Platze, 15 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, die Uebrigen entkamen in der Dunkelheit. Auch an Beute fehlte es uns nicht, denn drei kleine Schiffe mit Mundvorrath fielen in unsere Hände. Den anderen Tag wimmelte das Ufer von feindlicher Reiterei, die durch unseren nächtlichen Ueberfall alarmirt, eine Landung befürchtete. Als wir die Brücke von Negropont, welche die Insel mit dem Festland verbindet, in Sicht bekamen, erblickten wir zu unserer Linken, bei Dropo, das türkische Lager, welches durch eine kleine Landbatterie geschützt war. Auch lagen zwei große Schiffe vor Anker; zu unserem Glück keine Kriegsschiffe, sondern nur Rauffahrteischiffe. Unser Kommandant, der bloß den Auftrag hatte, jede Zufuhr zu ver-

---

\*) Der von Viräus östlich gelegene Hafen.

\*\*) Es scheint, man habe sich um die in unmittelbarer Nähe gelegenen Türken wenig bekümmert.

hindern, wollte nicht tollkühn und, wie vorauszusehen war, erfolglos das feindliche Lager angreifen und sich nutzlos dem Feuer der Batterie und der zwei Schiffe aussetzen. Mehrere von uns hielten sich aber durch das Nichtangreifen des Lagers entehrt, und nöthigten den braven Kommandanten durch Vorwürfe und Stichelreden, seinen Entschluß aufzugeben. Ebenso brav, wie seine Landsleute, nur mit mehr Erfahrung und kälterem Blute, nahm er ganz ruhig sein Sprachrohr zur Hand, sprang einer Meerfaze gleich auf eine Erhöhung und rief: „Meine Herren, an Ihre Plätze!“ Die sechs brauchbaren Kanonen wurden durch Franzosen und Italiener bedient. Wir vier Deutsche hatten unsere Plätze auf dem Vordertheil des Schiffes. Die griechische Flagge wurde aufgezogen und lustig flog unser kleines Schiff den schwarzen feindlichen Massen entgegen. Bald sahen wir das Blitzen und gleich darauf den aufsteigenden Dampf der feindlichen Kanonen, deren 24- und 36-Pfünder uns ricochetirend begrüßten. Da aber unser Schiff mit seiner Spitze auf den Feind zu- steuerte, konnte er uns, einige Löcher in den Segeln abgesehen, keinen weiteren Schaden zufügen. Plötzlich wandte sich unser Schiff, so daß wir nun die ganze Ladung abgeben konnten. Unsere Kanonen sollten womöglich die feindliche Batterie auf's Korn nehmen. Doch gleich nach den ersten Schüssen sah der Kommandant, daß er es nicht mit den geübtesten Artilleristen zu thun habe und gab daher den Befehl, auf die Infanterie, die in panischem Schrecken Quarré formirt hatte, zu feuern. Die Wirkung blieb nicht aus. Wir vier Deutsche bei dem Bugspriet waren gewiß in der unangenehmsten Lage; gleichsam dazu verdammt, die über das Wasser dahersfliegenden Kugeln ruhig zu erwarten, während sich die Andern rüstig bei den

Kanonen heruntummeln und ihre menschliche Schwäche hinter der Schiffswand verbergen konnten. Wir hatten noch keinen Todten, als ich eine mächtige Kugel erblickte, die ricochetirend ihre Richtung nach dem Bugspriet nahm. Unwillkürlich machte ich ein tiefes Kompliment vor dem ungebetenen Gaste. Im nämlichen Augenblicke erfolgte ein erschütternder Schlag. Zwei meiner Kameraden stürzten zu Boden, und ich war im Begriffe, denselben ein Viaticum zu wünschen, als sie sich plötzlich wohlbehalten wieder erhoben. Denn sie hatten durch den heftigen und unerwarteten Schlag nur das Gleichgewicht verloren. Dieser Schlag rührte von der oben erwähnten Kugel her, welche, das starke Ankerholz durchschlagend, in der Schiffswand sechs Zoll von meinen Füßen stecken blieb. Da Mehrere durch Splitter verwundet worden waren und ein türkisches Schiff mit vollen Segeln von Negropont her auf uns zusteuerte, so wurden Einige von gerechten Besorgnissen erfüllt; und gerade die Nämlichen, welche kurze Zeit vorher den Kommandanten zu diesem tollkühnen Streich vermocht hatten, bemerkten ihm nun, es wäre jetzt für unsere Ehre genug geschehen. Doch der donnernde Ruf des Kommandanten: „Meine Herren, an Ihre Plätze!“ erweckte bei Manchem Neue über sein voreiliges Aufbrausen und über seine gehegten Zweifel in die Entschlossenheit des Kommandanten. Je näher dem Feinde, desto dichter natürlich die impertinenten Kugeln. Unsere Barke am Schlepptau ging von einer Sechszunddreißigpfünder-Kugel getroffen in Stücke. Eine andere durchbohrte die Schiffswand, zerschmetterte den Kopf eines jungen französischen Offiziers und zerstörte die Küche. Jetzt kommandirte der Kapitän zum Rückzug, nachdem das türkische Schiff uns schon einige unverdauliche Nüsse zugeworfen hatte. In der Nacht nahmen wir noch ein kleines Schiff weg.

Als wir nun mit frischem Winde nach Zea zurücksegelten, bemerkten wir nach Sonnenuntergang ein großes Kriegsschiff, das mit vollen Segeln auf uns lossteuerte. Das Dunkel der Nacht und die Entfernung hinderte uns, dasselbe zu erkennen. Endlich glaubte der Kommandant, die rothe Flagge zu sehen und theilte uns mit, er befürchte, daß wir noch eine unangenehme halbe Stunde haben möchten. Das ruhige: „Meine Herren, an Ihre Plätze!“ bannte Jeden an seinen Posten. Ich mit meinen drei Gefährten auf dem Vordertheile, die Uebrigen mit brennenden Linten bei den Kanonen. War unsre Lage des Morgens bei dem Bugspriet höchst fatal gewesen, so war sie jetzt von solcher Art, daß wir unwillkürlich Betrachtungen über die Nichtigkeit dieses irdischen Lebens anstellten. — Denn immer näher und näher bewegte sich die schaurige Gestalt, immer deutlicher wurden die drohenden, von Laternen im untern Raum erleuchteten Schlünde. Jetzt waren wir einen kleinen Flintenschuß von einander entfernt. Todtenstille herrschte, so daß das Athemholen jedes Einzelnen zu hören war. Das beklemmende Gefühl dieses furchtbaren Augenblicks läßt sich nicht beschreiben. Lieber hätten wir uns gegen einen zehnfach stärkern Feind im offenen Felde geschlagen, ein Jeder seiner eigenen Thatkraft überlassen, als hier ruhig und unthätig jeden Augenblick die Entladung der 14 verderbendrohenden Mündungen abzuwarten. Von Sekunde zu Sekunde glaubten und wünschten wir das Kommandowort: „Feuer!“ zu hören, um nur dieser beengenden Ungewißheit — und sollte es auch durch den Tod sein — entrissen zu werden. Der entscheidende Augenblick nahte heran, denn beide Bugspriete berührten sich beinahe. Wir mußten glauben, die Kommandanten der zwei Schiffe wären gegenseitig entschlossen, zu entern. Doch noch immer ungewiß, ob wir Freund



oder Feind vor uns hätten, sprang unser Kapitän auf das Vordertheil und donnerte dem Kommandanten des andern Schiffes entgegen, unter Wind zu steuern. Im nämlichen Augenblicke wendete das angerufene Schiff und ein freundliches: „Guten Abend, Herr Kommandant!“ schallte vom Verdeck herüber. Es war eine österreichische Korvette von 28 Kanonen. Dies mein erstes Abenteuer zur See.

In Ambelaki angekommen, begaben wir uns zu unsern übrigen deutschen Kameraden. Das Dörfchen, welches eine gesunde und freundliche Lage hat und dessen Hafen häufig von fremden Kriegsschiffen besucht wird, gewährt eine herrliche und großartige Aussicht auf das ägeische Meer und seine Inseln, sowie auf Attika, besonders auf Athen mit seiner Akropolis.

Zu dieser Zeit wurde der Häuptling Guras, Kommandant der Akropolis, erschossen. Die Einen behaupten, er sei durch eine feindliche Kugel gefallen, die Andern dagegen durch die Kugel eines Anhängers des unvergeßlichen Odysseus, der Blutrache geschworen. Dies ist jedoch nicht wahrscheinlich, da Guras, auf der Ringmauer stehend, während der Nacht einen Schuß von vorne erhielt. So erfuhr dieser tapfere Soldat — und, hätte ihn nicht sein Ehrgeiz zum Undank (?) und zu Grausamkeiten verleitet, gewiß große Mann und ausgezeichnete Heerführer — das nämliche Schicksal, welches so Viele durch seine Hand erlitten.

Die damalige Regierung, obschon schwach, ohne Einsicht, meistens ein Spielball der Häuptlinge und ihrer eigenen Intriguen, und mehr für sich selbst, als für das allgemeine Wohl sorgend, sah dennoch die Nothwendigkeit ein, einen tüchtigen Mann an Guras' Stelle zu setzen. Ihre Wahl fiel auf den durch seine persönliche Tapferkeit sich von einem Hirtenknaben Megropont's zum tüchtigen Häuptling emporgeschwungenen Kriezotis. Dieser hatte

sich zweimal vergeblich nach der Akropolis durchzuschlagen gesucht. Erst zum drittenmal war es ihm nach hartem Kampfe gelungen, dieselbe zu erreichen. Das zitternde Griechenland, sowie die hartbedrängten Belagerten schöpften neue Hoffnungen. Kutai-Pascha, erbittert, sein Verlangen, bald Herr der Akropolis zu sein, vereitelt zu sehen, beschloß dieselbe während 24 Stunden unaufhörlich. Ein furchtbar schönes Schauspiel gewährten uns des Nachts die leuchtenden Bomben, der dumpfe Kanonendonner und das blitzende Kleingewehrfeuer.

Unser Aufenthalt im freundlichen Ambelaki war nicht von langer Dauer, denn gegen Ende Septembers brach Oberst Fabvier mit sämmtlichen taktischen Korps auf, passirte die Meerenge, welche die Insel Salamis von dem Festlande trennt und kam den andern Tag in Megara an. Hier trafen wir nicht nur die irreguläre Reiterei sammt den übrigen Truppen, die mit uns bei Chaidari gefochten hatten, sondern auch unsere Kavalerie, die von Tripolizza eingetroffen war. Statt uns nach Methana zu begeben, wie es der Plan unseres Chefs war, wurde derselbe von mehreren Häuptlingen aufgefordert, einen kleinen Streifzug nach Theben zu unternehmen, um einen bedeutenden Geld- und Lebensmittel-Transport aufzuheben. Des Morgens brachen wir auf, machten nach einem vierstündigen Marsche Halt unweit des Felsens der Sphinx, — froh, daß Dedipus das Räthsel gelöst hatte — sonst hätte sie uns wahrscheinlich einige harte Nüsse zu knacken gegeben, durch die wir uns jedoch weder eine Königin, noch ein Königreich, sondern sicherlich nur Verderben zugezogen hätten. \*) Nach einem beschwerlichen Marsche und großer

---

\*) Man sieht, daß Hahn, der hier bekanntlich auf eine der ergreifendsten Sagen des griechischen Alterthums anspielt, weit

Anstrengung, indem wir Philhellenen, wie gewöhnlich an der Spitze, die zwei Kanonen selbst über Stock und Stein zogen, langten wir des Nachts in dem großen, gänzlich zerstörten Dorfe Kondura, der Heimath des Regierungspräsidenten Konduriotis, an. Nachdem wir unsere müden Glieder durch einen gesunden Schlaf gestärkt hatten, setzten wir des andern Tages unsern Marsch weiter fort und erreichten bald die große Ebene Thebens. Das Weitermarschiren wurde jedoch wohlweislich bis zum Einbruch der Nacht verschoben, indem sich der Respekt vor der feindlichen Reiterei, trotz der ihr bei Chaidari angehängten Schlappe, nicht viel vermindert hatte. Bei eingetretener Dunkelheit verließen wir die Höhen und marschirten während einer halben Stunde in dem mannhohen Grase, bis wir eine kleine Brücke erreichten. Gleich Cäsar am Rubikon widmeten wir einige Augenblicke dem Nachdenken, welches über Leben oder Tod, wie vor 1800 Jahren über hochherzige Bürgertugend oder unumschränkte Herrschergröße, entscheiden sollte. Da wir aber weder einen Cäsar, noch römische Legionen hatten, sondern nur eine undisciplinirte, wilde Soldateska, so fiel das Resultat für die Türken günstiger aus, als damals für Rom.

Ein dumpfes Gemurmel der hinter uns marschirenden Palikaren, das wir sogleich zu deuten wußten, erreichte unser Ohr. Sofort zogen wir Philhellenen mit den zwei Berggeschützen über die Brücke, stellten unsere Vorposten aus und lagerten uns in das hohe, naßkalte Gras, ruhig der Dinge, die da kommen sollten, abwartend.

Wie oben erwähnt, die Irregulären getrauten sich nicht in die große Ebene und behaupteten, der Transport sei

---

mehr Sinn für Geschichte und Literatur der Hellenen besaß, als seine Lehrer es ihm einst zugetraut.

von zahlreichen Reitergeschwadern eskortirt. Oberst Fabvier bot alle Ueberredungskünste auf und sparte selbst Drohungen nicht. Alles umsonst! Er entschloß sich nun, den Transport mit den Philhellenen und seinen Taktikern allein anzugreifen. Im Augenblicke des Abmarsches wußten jedoch die Irregulären auch dies zu verhindern. Und ganz unverrichteter Dinge mußten wir somit unseren Rückmarsch antreten. \*)

Nach einem kurzen Aufenthalte in Megara zogen wir in Eilmärschen unserer zweiten Heimath Methana zu. Das erste Bataillon bezog das Lager von Dara, eine halbe Stunde von Methana entfernt. Das zweite und dritte das Lager von Taktikopolis selbst, allwo auch die Artillerie lag. Die Kavalerie begab sich in ihr altes Standquartier Trözene und die Philhellenen in das Dorf Methana. Die Truppen übten sich in den Waffen, und von Zeit zu Zeit wurde auch Etwas zur Verschönerung und Verbesserung unserer Militärkolonie gethan.

Das Dorf Methana, der Residenzort der Philhellenen, liegt an einem steilen Berge, an welchem die Häuser, oder richtiger gesagt Hütten gleich Schwalbennestern angebaut sind. Vom Augenblicke an, als Oberst Fabvier wegen der eingetretenen Mißverhältnisse Athen verlassen mußte, trat in der Besoldung der Philhellenen und übrigen Truppen die größte Unregelmäßigkeit ein. Monate lang blieben dieselben ohne Löhnung; doch das feste Vertrauen und die Anhänglichkeit an den Chef, sowie der Eidswur, die Fahne nicht zu verlassen, waren Bande, die weder durch

---

\*) Nach Gervinus hatte dieser Zug lediglich die Bedeutung einer Diversion, um die belagerte Akropolis zu liberiren. Aber auch diese Absicht wurde nicht erreicht.



Elend, Mangel und Unglück, noch durch Ränke und Niederträchtigkeiten von Seiten Einzelner, die sich Väter des Vaterlandes schimpfen ließen, gelöst werden konnten. Die einzige Entschädigung, die uns Philhellenen von Zeit zu Zeit zu Theil wurde, bestund aus dem Imyglit, d. h. der täglichen Zulage zur Verpflegung und betrug 20 Paras, nicht ganz 4 Kreuzer. Dazu kam an den Garnisonsorten die tägliche Brodration. In Ermangelung frischen Brodes erhielten wir aus den Magazinen französischen Zwieback. Was die Bekleidung anbetrifft, so war sie verhältnißmäßig nicht besser. Auf Eleganz konnte, seit wir Athen verlassen hatten, nicht mehr gesehen werden. Doch wurde die Uniformität so viel wie möglich beibehalten, d. h. entweder waren Alle mit, oder ohne Schuhe — Alle mit, oder Alle ohne Justanellen. Die Armatur war ganz französisch. In der Philhellenen-Schaar zeigte sich dagegen ein buntes Durcheinander. In ihren Reihen sah man einen pariser Stutzer mit ungeheurem Stoßdegen, einen baumstarken Kürassier-Offizier, einen alten Marquis in der glänzenden Albanesertracht, zu der aber die unvermeidliche Perrücke nicht sonderlich paßte, einen feinen Berliner-Gardeoffizier, einen deutschen Studenten mit den renommitischen Mamelukenhosen, einen ungarischen Husaren, einen römischen Gensdarm, einen amerikanischen Betbruder in Gesellschaft einer Pariseramazone in gefälligem Pagenanzuge und mit Dolch und Pistole versehen u. s. w. Was mich anbetrifft, so besaß ich freilich noch meine sehr kostbare griechische Nationaltracht, die mir aber zu gut war, um damit in meine grönländische Hütte hineinzufrieden und die unwirthbaren Felsen zu erklettern. Deswegen begnügte ich mich, gleich meinen übrigen deutschen Kameraden, mit einer kurzen Ärmelweste, einem Paar weiter

Leinwandhosen und dem rothen Fetz als Kopfbedeckung. Hals und Brust trugen wir frei, um den Leib eine Schärpe, die nach Umständen fest oder locker angezogen wurde.

Methana ist meistens von albanesischen Bauern bewohnt. Wir zehn Deutsche bezogen zwei von den oben beschriebenen Villen. Meine Hauswirthin, eine gute Wittwe, versah uns regelmäßig alle Morgen mit Wasser, Holz und, wenn sie guter Laune war, auch mit Del und Essig. Der Reihe nach besorgte einer von uns die häuslichen Geschäfte. Gewöhnlich nahmen wir mit kalter Küche vorlieb. Doch gab es mitunter auch Festtage, an welchen die Jagd und das Einsammeln von zwischen den Felsen üppig wuchernden Gemüsen manch' köstlichen Leckerbissen auf unsere Tafel lieferte. Auch verschmähten wir es nicht, ein allfällig in den Bergen verirrtcs Lamm, oder ein Ferkel, oder auch Geflügel, das sich zu nahe herangewagt, als gute Beute zu erklären. Diese Beschäftigungen, wie auch die Führung meines Tagebuches und einige Ausflüge nach Taktikopolis, Poros und andern Orten halfen uns, die wir an mehr Thätigkeit gewöhnt waren, die Zeit einigermaßen zu vertreiben. Trotz der vielen Unannehmlichkeiten und höchst fühlbaren Entbehrungen jeder Art gewannen wir doch in unserm jugendlichen Muthc diesem kargen und regellosen Leben die freundlichere Seite ab. Nicht wenig trug dazu die herrliche Umgebung bei, die üppige südliche Vegetation, die unbeschreiblich schöne Beleuchtung der Gebirge, wenn sich der feurige Sonnenball in die tiefblaue Fluth tauchte. Endlich war der herrliche und spottbillige Wein auch nicht zu verachten. Bedenkt man, daß die Maß köstlichsten Weines nicht ganz vier Kreuzer kostete, so wird man leicht errathen, welche Gott=

heit im Abendzirkel von zehn Deutschen den Vorsitz führte. Und warum sollten wir uns nicht des Augenblickes freuen, da schon die nächste Stunde uns möglicherweise nicht mehr angehörte? Nach Sonnenuntergang verschmähte ja auch Sokrates den rosenumkränzten Becher nicht.

Bei einbrechender Nacht pflegten wir unsere Hütten zu verlassen, und das Bankett begann unter Flöten- und Guitarrenspiel. Auch der Minnesänger fand sich ein und wurde freundlich aufgenommen. Doch besang der blinde Albanese nicht die Gefahren und Freuden der cyprischen Göttin, sondern mit begeisterter Stimme feierte er die unsterblichen Thaten eines Marko Bozzaris, der am 20. August 1823 sein Leben für das Vaterland aufgeopfert hatte; eines Giorgakis, der an der Spitze der heiligen Schaar den Heldentod gefunden, und Anderer. Immer heftiger erklangen die Saiten des blinden Sängers, immer wilder dessen zitternde Stimme, häufiger kreiste der schäumende Pokal. Da erinnerte uns die schwachschimmernde Lampe, Bacchus zu verlassen und uns in die Arme des Morpheus zu werfen. Ein deutsches Lied, das uns die ferne Heimath und die dort Zurückgelassenen herzauberte, sowie Wort und Handschlag, als brave Hermanns- und Tells-Söhne zu leben und zu sterben, beschloß unsere gewöhnlichen Abendunterhaltungen. Das flache Dach, als Schlafstätte, bot uns zwar keine Eiderdaunen, doch vielfach entschädigte uns dafür ein Lager von aromatischen Myrthen-, Cypressen-, Oleander- und Lorbeerzweigen.

Aber auch an Szenen ernsterer Art fehlte es nicht unter uns. So fand ich einst bei meiner Rückkehr von einem Ausfluge nach Trözene neun meiner Gefährten tief krank darniederliegend. Sie hatten ein Schwein geschlachtet und unvorsichtigerweise die Ueberreste ihres Mahles in einen

kupfernen Kessel gelegt. Als sie des andern Tages davon aßen, erfolgte Erbrechen, verbunden mit den heftigsten Leibschmerzen. Der Kessel hatte Grünspan gezogen und die neun Kameraden mußten, statt auf dem Felde der Ehren, nun auf eine so traurige Art ihr Leben beschließen.

Aus unserm vorherrschend gemüthlichen Stillleben wurden wir plötzlich durch den Befehl aufgeschreckt, uns des andern Tages, den 9. Dezember 1826, in Taktikopolis einzufinden. \*) Im Lager bei Oberst Fabvier angekommen, vernahmen wir, daß es sich um eine Expedition handle, die höchstens drei bis vier Tage in Anspruch nehmen würde. Die Philhellenen-Kompagnie, 53 Mann stark, wurde in vier Sektionen getheilt, welche sich selbst ihre Chefs mit Hauptmannsrang zu wählen hatten. Meine Wenigkeit wurde als Chef der 4. Sektion gewählt. Die Expedition hatte folgenden Zweck: Die Besatzung der Akropolis von Athen, immer härter bedrängt, litt Mangel an Vielem, doch hauptsächlich an Pulver und Feuersteinen. Zwei

---

\*) Zur Orientirung hier nur Folgendes: In der Peloponnes hatten die Hellenen, namentlich im Laufe des Septembers, den Schaaren Ibrahim's tüchtig zugesetzt und ihnen ihren Angriff auf die Maina zu vereiteln gewußt. Auch die Flotte hatte wieder tapfer gefochten und, ebenfalls im September, den Kapudan Pascha gezwungen, nach den Dardanellen sich zurückzuziehen. Die Regierung mußte zwar das in offenem Bürgerkrieg befindliche Nauplia verlassen und ihren Sitz nach der Insel Megina verlegen, doch machte sie ihr Möglichstes, um ihr Ansehen zu vermehren und suchte auch den Klagen der Westmächte über Seeräuberei durch strengste Ahndung derselben gerecht zu werden. Eben hatte Karaiskakis dem Mustafa Bei im Westen von Hellas eine furchtbare Niederlage beigebracht. Die Hauptaktion zog sich somit mehr und mehr um Athen und seine in bedrängtester Lage schmachtende Akropolis zusammen.



Mumelioten, \*) von dem Kommandanten Kriezotis aufgefordert, verließen die Festung, schlichen sich des Nachts durch das feindliche Lager und überbrachten der Regierung und dem Oberst Fabvier Schreiben, worin um schleunige Hülfe gebeten wurde. Sowohl seinem eigenen ritterlichen Muth, als auch der dringenden Aufforderung der Regierung Genüge leistend, jede frühere Beleidigung und kränkende Vernachlässigung über dem Rufe der Ehre, der Pflicht und des Vaterlandes vergessend, zeigte sich der hochherzige Fabvier sogleich bereit, mit seiner ihm treu anhängenden Mannschaft dem bedrängten Athen zu Hülfe zu eilen. Den 11. Dezember Abends schifften wir uns, ungefähr 450 Mann \*\*) und 53 Philhellenen, auf einer großen ipsariotischen Brigg ein und langten den 13. Nachts um 1 Uhr im Hafen Phalerus \*\*\*) an. In aller Stille wurden die Truppen ausgeschifft, während wir Philhellenen die Vorposten bezogen. Daß es nach Athen gehen sollte war uns bekannt; doch wußten wir nicht, ob als Besatzung, oder nur um die Belagerer zu beunruhigen. Diese Ungewißheit dauerte nicht lange. Denn sobald alle ausgeschifft waren, versammelte unser Oberst die sämtlichen höheren Chargen und theilte uns mit, daß jeder Soldat ungefähr 20 Pfd. Pulver und jeder Philhellene 2 Säcke

---

\*) Gervinus VI, S. 251, redet von 6 Reitern. Vielleicht, daß nur 2 zu Fabviers Korps kamen, die 4 übrigen aber bei der Regierung auf Megina zurückblieben.

\*\*) Gervinus VI, S. 251 redet von 600 auserlesenen Taktikern.

\*\*\*) Gervinus VI, S. 251, nennt den „Munychion“; Hahn wird aber wohl Recht haben. Denn der Weg vom Phalerus nach der Akropolis hin war kürzer und den türkischen Positionen mehr abseits.

mit Feuersteinen empfangen werde, \*) um, noch in der nämlichen Nacht uns durch den Feind schlagend, die Besatzung der Akropolis damit zu versehen. Nachdem genannte Gegenstände vertheilt waren und das Schiff sich entfernt hatte — jedoch mit der Weisung, die Küste im Auge zu behalten, um uns bei Tagesanbruch wieder aufzunehmen — und Alles zum Abmarsche bereit war, so zeigten sich von Seiten der Truppen einige Hindernisse, die aber unser Chef schnell zu beseitigen wußte. Die Soldaten, die, wie wir, voraussahen, daß uns die Türken harte Nüsse zu knacken geben würden, setzten den möglichen und selbst wahrscheinlichen Fall voraus, daß ein Pulverfaß im Gedränge leicht Feuer fangen könnte, und wir insgesammt eine höchst unangenehme Luftfahrt würden antreten müssen. — Während nun Oberst Fabvier, ein würdiger Schüler Napoleon's, den Soldaten ihre Bedenken zu benehmen suchte, indem er sie an ihre Siege erinnerte und auf den vom Monde hell erleuchteten Parthenon hinwies, machten wir Philhellenen, vor Hunger und Kälte zähneklappernd, im Stillen unsere Bemerkungen. Der Kommandant des 1. Bataillons, der Chef der 1. Philhellenen-Sektion und ich begaben uns in eine kleine Vertiefung, um unsern Gaumen mit einer Cigarette zu kitzeln und zugleich unsere Gesichtsz-Extremitäten zu erwärmen.

---

\*) Gervinus a. a. O. meint, Fabvier habe aus Vorsicht die Feuersteine den Gewehren entnehmen lassen. Sonderbare Vorsicht, welche die Mannschaft den Türken gegenüber ganz bloßgestellt hätte! Befürchtete Fabvier aber Unvorsichtigkeiten seiner eigenen Leute, so hätte er besser gethan, sie der nunmehr nur hinderlichen Gewehre ganz zu entheben. Hahn sagt uns deutlich, was es mit den Säcken von Feuersteinen auf sich hatte.

In solchen entscheidenden Augenblicken fühlt selbst der Starke das Bedürfniß nach freundschaftlicher Annäherung und offener Mittheilung. So auch wir. Jeder gedachte seiner Jugend, so wie seiner Lieben in der theuren Heimath. Von der Vergangenheit zur Gegenwart zurückkehrend, beschränkten sich unsere bescheidenen Wünsche auf ein Stückchen Brod und ein Gläschen griechischen Mastixbranntwein, um unseren erstarrten Gliedern zum Laufen die nöthige Gelenkigkeit und unseren abgespannten Lebensgeistern die fröhliche Zuversicht und gewohnte Schwung- und Thatkraft wieder zu geben. Gegenseitig wünschten wir uns, mit heiler Haut davon zu kommen. Mit der größten Zuversicht versicherte mich der Kommandant Robert, daß diesmal der Ofen nicht für ihn geheizt wäre und er also nichts zu befürchten hätte. Dasselbe meinte auch der Chef der ersten Philhellenen-Sektion, indem jener bei Chaidari einen bedeutenden Streifschuß, dieser aber eine Kugel in den Schenkel erhalten hatte. Da ich bisher immer glücklicher war und keine Wunde aufzuweisen hatte, so war vorauszusehen, daß mich diesmal die Kugeln und Säbelhiebe nicht verschonen würden. Doch leichter Sinn und etwas orientalischer Fatalismus waren meine Tröster. Die Bedenklichkeiten der Mannschaft waren nicht nur durch die kurze Anrede des Obersten gehoben, sondern auch das hohe Gefühl für Ehre und Vaterland geweckt worden, so daß nun Alle ungestüm verlangten, gegen den Feind geführt zu werden.

Nachdem das Feuern, sowie das übliche Kriegsgeschrei auf das Strengste untersagt worden war, brachen wir nach zwei Uhr auf. An der Spitze der Philhellenen, die sich einige hundert Schritte vor der Truppe befanden, marschirte einer der zwei Numelioten als Führer, der

andere folgte an der Seite von Oberst Fabvier mit der Kolonne. Die erste Sektion bildete die Vorhut und rechte Seitenpatrouille, ich mit der vierten die linke Seitenpatrouille der großen Batterie und der Hauptmasse der Türken entlang. Im Geschwindschritt und von dem untergehenden Monde schwach beleuchtet, näherten wir uns, ohne von einer feindlichen Patrouille bemerkt zu werden, der Akropolis. Am Fuß des Berges, auf dem das alte Grabmal des Philopappos steht, \*) wollten wir rechts in das kleine Thal einbiegen, welches von der Akropolis und der Pnyx \*\*) gebildet wird, als plötzlich unsere Vorhut von einem türkischen Wachtposten angerufen wurde. Unser Führer antwortete sogleich in türkischer Sprache: „Sei ruhig, wir sind vom Pascha geschickt und verließen soeben sein Hauptquartier, Patissia.“ Diese Kriegslist kam uns gut zu Statten und hätte uns wahrscheinlich der Festung ganz nahe bringen können, ohne daß die Türken uns bemerkt hätten, wäre jetzt nicht ein unheilvolles Ereigniß dazwischengetreten.

Als die zwei Führer die Akropolis verlassen hatten, waren sie mit den vom Feinde besetzten Positionen, wie mit deren stärkeren und schwächeren Besatzung vollständig

---

\*) Hier ist der Museion oder Musenhügel gemeint, von dem her den Kunstschätzen der Akropolis durch die türkischen Bomben der allermehrte Schaden zugefügt worden.

\*\*) Die Pnyx, im Alterthum berühmt durch ihre Volksversammlungen und von dem Museion nur durch ein schmales Thälchen geschieden, lag ebenfalls der Westseite der Akropolis, die einzig zugänglich war, gegenüber, nur etwas nördlicher. Die direkte Entfernung von der Höhe der Pnyx und des Museion bis zur Akropolis mag etwa 1500 Fuß betragen. Die Thalschlucht ist natürlich viel enger.



bekannt und glaubten daher, uns auf dieser Seite am Besten durchbringen zu können. Während ihrer Abwesenheit aber zog Kutai Pascha einen sieben Fuß tiefen und zehn Fuß breiten Graben vom Philopappos längs der südlichen Seite der Festung bis zu den ersten Häusern der Stadt, wo mehrere offene und gedeckte Tambours angebracht waren. Kaum hatten wir hundert Schritte, nachdem wir angerufen worden waren, zurückgelegt, als mehrere Posten den Ruf wiederholten, und plötzlich wir Philhellenen, den Graben nicht kennend, sämmtlich in denselben stürzten. Das Klirren der Waffen und der Schmerzensruf einiger durch den Fall Beschädigter weckte den Argwohn der Türken. Es erfolgten einige Schüsse. Einer der ersten, aus dem Graben herausgeklettert, sah ich, wie unser brave Führer, den Säbel im Munde und seine Pistolen in der Hand haltend, sich auf den mir zunächst liegenden Tambour, aus welchem die ersten Schüsse gefallen waren, hinschlich und auf drei Schritte Entfernung zwei Türken über den Haufen schoß. Der Alarm wurde jetzt allgemein. Doch freier athmend und der quälenden Ungewißheit enthoben, jagten wir die in den nächsten Tambours befindlichen Feinde vor uns her. Die Besatzung der Akropolis, der wir uns durch den Zuruf: „Hellenen“ zu erkennen gaben, eröffnete ihr Feuer gegen den Philopappos, um das feindliche Kartätschenfeuer zum Schweigen zu bringen.

Wie uns, so erging es auch den nachfolgenden Truppen. Der größte Theil fiel in den Graben. Einige setzten in gewaltigem Sprunge hinüber. Das Mäuliche wagend, fielen andere auf die im Graben sich wälzende Mannschaft. Die Unordnung wurde auf das Höchste gesteigert durch das unaufhörliche Gewehrfeuer, die zischenden Bomben, den Donner der Kanonen den Schlachtruf der Griechen

und das wolfsartige Geheul der Türken. Uns rettete das hohe Gras, das manche Kugel unschädlich machte, die Dunkelheit, die unsere kleine Zahl verbarg und die Feigheit der Türken. In einem Graben bei der Festungsmauer angelangt, blieben mehrere Philhellenen zurück, um die sich drängenden Griechen bei dem kleinen uns geöffneten Ausfallsthore \*) hineinzulassen. Die Meisten waren schon in Sicherheit gebracht, als wir Zurückgebliebenen ein klägliches Geschrei und zugleich die Stimme unseres Führers vernahmen, der die Philhellenen zu Hülfe rief. Sogleich verließen einige von uns den Graben und eilten, vom Führer unterrichtet, daß der Kommandant Robert sein Leben unter den Messern der Türken aushauche, dem Hülferuf zu. Mit Schrecken sahen wir bei dem spärlichen Lichte der Bomben unseren braven Kommandanten am Boden liegend und sich nur noch schwach gegen eine Masse Feinde vertheidigend. Unsere nicht losgeschossenen Gewehre leisteten uns jetzt gute Dienste. Einige Türken fielen. Die übrigen ergriffen entsetzt über unsern raschen Bajonettangriff die Flucht. Robert war von einer Kartätschenkugel in den Fuß getroffen liegen geblieben. Im Gewühle hatte man ihn nicht weiter beachtet. Dies hatten die feigherzigen Barbaren benutzt, um über ihn herzufallen und ihn so gräßlich zu verstümmeln, daß der Verlust seiner Ohren und 23 erhaltene Wunden ihn beinahe unkenntlich machten. Wir trugen unsern bedauernswürdigen Gefährten in die Festung, wo er erst den dritten Tag in unsern Armen verschied. So war für meinen braven Kameraden, trotz

---

\*) Wahrscheinlich das Seitenthor rechts, durch welches der Reisende noch jetzt gewöhnlich seinen Weg nach der Akropolis nimmt.

seiner früher erhaltenen Wunde, der Ofen doch geheizt worden.

Herzlich und mit offenen Armen wurden wir von der Besatzung aufgenommen, welche nun glaubte, daß Athen unter der kräftigen Mitwirkung Fabviers' und seiner oft bewährten Bajonette gerettet wäre. Allein, weder unser brave Führer, noch seine ihm treu ergebenen Truppen vermochten da Hülfe zu schaffen, wo unerhörtes Elend und beispiellose Entbehrungen uns die Hände banden. An einen Rückzug war aus vielen und triftigen Gründen nicht mehr zu denken. Und so traf uns das Loos, statt einiger Minuten sechs volle Monate auf der Akropolis zu bleiben. Die Philhellenen wurden auf der südöstlichen Seite der Akropolis in ein Haus, das durch die feindlichen Kugeln nicht zu stark beschädigt war, einquartiert. Die Mannschaft, welche nicht auf den Batterien vertheilt war, brachte sich so gut wie möglich selbst unter.

Oberst Fabvier, der wohl einsah, daß sein Corps nicht nur keinen Nutzen brachte, indem die Besatzung stark genug war, sondern auch die wenigen Lebensmittel durch den Zuwachs seiner 500 Mann übermäßig beansprucht würden, suchte den Kommandanten wie die übrigen Chefs zu bewegen, ihm behülflich zu sein, die Festung zu verlassen. Zu diesem Zwecke machten wir Ende Dezembers einen Ausfall, der insofern günstig ausfiel, als wir dem Feinde eine Schlappe beibrachten. Unsern Plan jedoch konnten wir nicht zur Ausführung bringen. Bei dieser Affaire hatte sich eine Schützenkompagnie mit ihrem Tambour, der während einer halben Stunde mitten unter den Feinden seinen Sturmmarsch fortschlug, rühmlichst ausgezeichnet.

Oberst Fabvier und die übrigen Offiziere hatten es

dahin gebracht, daß das barbarische Kopfab schneiden bei den regulären Truppen nach und nach in Abnahme kam. Umfomehr ließen sich aber die Palikaren diese Arbeit an=gelegen sein. So sahen wir in dieser Nacht, wie mehrere derselben ihren Häuptlingen 17 Köpfe brachten. Der vornehmste dieser Köpfe hatte früher dem kolossalen Körper eines allgemein gefürchteten Albanesen=Bey angehört. Dieser Bey, ein echtes Abbild eines tapfern aber rohen Palikaren, muthig und verwegen im Gefechte, ließ des Nachts seine donnernde Stimme erschallen, welche die Helden Homers in Schmähungen und Drohworten über=bot. Nacheglühend schwuren einige griechische Palikaren, diesen Schimpf zu rächen. Unseren nächtlichen Ausfall benutzend, schlichen sie sich daher in die Stadt, um diesen wilden Gesellen in seinem eigenen Hause aufzusuchen. Als sie ihn dort nicht fanden, verfolgten sie noch weiter seine Spur; und Einer aus ihnen hatte das Glück, den Albanesen in dem nahegelegenen Bade zu finden, wo er eben den frisch rasirten Schädel von den zarten Händen einer Sklavin abreiben ließ. Mit gezücktem Säbel auf ihn eindringend, rief der Grieche ihm zu, er sei gekommen, um ihm die Mühe zu ersparen, die griechischen Mädchen und Weiber in seinen Harem zu schleppen, wie er in seinen täglichen Schimpfreden zu thun gedroht. Der bestürzte Türke wollte unterhandeln und bot ihm seine schönen Waffen und den Inhalt seines Gürtels, ohngefähr 90 Pfund Sterling in sich fassend, als Lösegeld. Aber der Palikar erwiderte, er wäre gekommen, um seinen Kopf zu holen, das Uebrige werde sich alsdann von selbst machen. Hierauf wurde die Execution mit vieler Sach=kenntniß vollzogen. Ich stand dicht dabei, als der Palikar trotzig den mächtigen Kopf seinem Häuptling vor



die Füße warf, mit der Bemerkung, daß die griechischen Mädchen nun nichts mehr von jenem Unholde zu befürchten hätten. Schon waren wir ziemlich an solche Szenen gewöhnt, denn nur auf gemessenen Befehl von Oberst Fabvier hin hatten die Griechen die Leichname von 20 an der Festungsmauer aufgehängten Türken, die auf dem Versuche, den Brunnen der Belagerten vergiften zu wollen, ertappt worden waren, mit *s a m m t* ihren Köpfen hinabgeworfen.

Unsere Verpflegung bestand während der ersten sechs Wochen aus einer Brodration mit Hülsenfrüchten, oder Oliven. Obschon nicht eben luxuriös, reichte sie doch hin, um unseren Hunger zu stillen. Sehr fühlbar war die Entbehrung des Weines und anderer stärkender Getränke. Denn während der sechs langen Monate meines Aufenthaltes auf der Burg war eine Flasche Rum, die ich durch die Gewogenheit eines Magazinaufsehers erhielt, die einzige kräftige Erfrischung, welche mir zu Theil wurde.

Mit Ende Januar stellten sich schon allerlei Krankheiten unter uns ein. Denn wir hatten weder die nöthigen warmen Kleider und den gehörigen Schutz gegen die naßkalte Winterluft, noch die unentbehrliche stärkende Nahrung. An Medikamente war vollends gar nicht zu denken.

Zu dieser Zeit hatte Kutai Pascha seine Vorkehrungen getroffen, um, wenn auch nicht uns Alle zu verderben, so doch, was noch von Gebäuden aufrecht stand, gänzlich zu zerstören. kaum graute der Morgen, als die gewaltigen Geschütze unsere kleine Festung zu begrüßen begannen. Bis am Abend hatten etwa 180 Bomben und 350 Kanonenkugeln mehrere der Unsrigen in das andere Leben befördert und manch herrliches Werk aus

hohem Alterthume zertrümmert. Eine dieser Kugeln verhalf uns zu einem Leckerbissen, der in unserer Lage wahrhaftig nicht zu verachten war. Diese Kugel nahm nämlich ihre Richtung auf zwei wohlgenährte Maulthiere zu und schlug ihnen die Köpfe weg. Den Wölfen gleich witterten wir die köstliche Beute und jeder Philhellene löste sich ein Stück, wie es ihm behagte, ab. Ich begnügte mich mit einem Rippenstück, das ich sogleich an dem lodernden Feuer in eine zarte Cotelette verwandelte. Noch waren wir Alle mit Kochen und Braten beschäftigt, als plötzlich in dem lärmenden Kreise eine unheimliche Stille eintrat. Doch wer beschreibt meinen Schrecken, als ich mich umsehend, auf drei Schritte vor mir eine 80pfündige Bombe erblickte, die sich mit furchtbarer Gewalt in die Erde wühlte! Den zu meinem Glücke noch brennenden Zünder erblicken und mich platt auf die Erde werfen, war eins. Im nämlichen Augenblicke plakte das Ungeheuer mit gewaltig betäubendem Donner und bedeckte mich mit Schutt und Steinen, ohne mich jedoch bedeutend zu verletzen. Schmerzlicher als meine Quetschungen, war mir der Verlust meines schmackhaften Mauleselbratens. Denn dieser war sammt den Kochgeräthschaften über die Festungsmauer geflogen. Die Griechen waren erstaunt, daß wir von diesen unreinen Thieren gegessen hatten und meinten, das könne nur ein Frankos thun, einem guten Christianos wäre dies unmöglich. Zu unserem Unglück wurden nicht oft Maulthiere von Kugeln und Bomben getödtet. Deshalb versielen die spekulativen Griechen auf den Gedanken, einen kleinen Handel mit Maulthierfleisch zu treiben und die Oka, etwa zwei Pfund, wurde bald bis zu einem Gulden verkauft. Später stieg dieselbe bis auf drei bis vier Gulden. Aus ganz erklärlichen Gründen

nahmen nun unsere iufullischen Mahlzeiten ein Ende und wir mußten wieder zu unserem traurigen Gerstenbrode zurückkehren.

Im Monat Februar 1827 versiegte eine Nahrungsquelle nach der andern. Denn erstens erhielten wir keine Hülsenfrüchte und Oliven mehr, und zweitens verschwanden auch aus oben angegebenen Gründen die zarten Roastbeefs. Während noch Nationen ausgetheilt wurden machten wir Philhellenen gemeinschaftliche Menage zusammen. Einen gänzlichen Mangel an Allem voraussehend, wurden die Bohnen, Erbsen und Linsen möglichst geschont, und das Aufbewahrte in einer Trommel, welche bei unserem Einmarsche ein Loch bekommen hatte und daher unbrauchbar geworden war, aufgehoben. Der Kommandant der Philhellenen, Oberst P.\*) aus Neapel, schon bei Marengo blessirt, war durch Alter, Wunden und die vielen Feldzüge physisch und moralisch so sehr geschwächt, daß er an periodischer Geisteszerrüttung litt. — Eines Nachts verließ er von heftiger Ruhr geplagt sein Lager, und Entsetzen erfaßte uns des andern Tages, als wir sahen, daß der Geisteskranke sich der Trommel anstatt des Abortes bedient hatte. Da lagen unsere sorgfältig gesammelten Vorräthe der Vernichtung, wir selbst der Verzweiflung preisgegeben.

Schon mancher brave Philhellene hatte sein letztes Quartierbillet in der Nähe des Minervatempels\*\*) erhalten. Viele lagen schwer darnieder, oder waren bereits

---

\*) Oberst Pisa.

\*\*) Ist wohl der Partenon gemeint, indem das Heiligthum der Minerva Ergane (der Kunstfertigen) damals schon zerstört war und übrigens auf der Westseite der Akropolis stand.

aus ihren Leiden erlöst, als ich mich noch in vollkommener Gesundheit befand und daher auch im Stande war, meinen Leidensgefährten manch kleinen Freundschaftsdienst zu leisten.

Die Ungläubigen draußen, die einen ganz besonderen Respekt vor den Philhellenen, die sie nur die Teufel hießen, empfanden, suchten uns auf jede mögliche Art zu schaden. Da wir auf der äußersten Felsenspitze der Akropolis hausten, so versuchten sie, dieselbe zu miniren, und uns in die Luft zu sprengen. Allein gar bald vertrieben wir die Maulwürfe, indem wir theils kleine Ausfälle machten, theils an starken Stricken Handgranaten und Bomben mit Zündern hinabließen, theils kolossale Marmorblöcke, welche über die Felsen rollend Mauern und Häuser zerstörten, hinunter stürzten.\*)

Eines Abends, als ich mit meiner Sektion die Wache hatte, fühlte ich ein unausstehliches Säusen in meinem Kopfe, so daß ich voraussah, auch mein Stündlein werde geschlagen haben. Als ich abgelöst worden war, legte ich mich in eine Ecke des beinahe gänzlich zerstörten Hauses und erwachte erst nach zwei Tagen aus einem vollkommen bewußtlosen Zustande. Ein Philhellene stand vor mir und überreichte mir drei Thaler, mein Antheil an der Hinterlassenschaft zweier Kameraden, die vor wenigen Stunden eine Kanonenkugel ganz in meiner Nähe getödtet hatte. Meine über und über mit Blut bedeckten Kleider bürgten für die Wahrheit seiner Aussage. Nach einigen Tagen fühlte ich mich besser und begab mich unweit des Parthnon's hinter eine kleine Mauer, um die be-

---

\*) Wie manch' schönes Stück mag da mit in Trümmer gegangen sein!



deutende Anzahl ungebetener Gäste aus meinen Kleidern zu entfernen. Von Weitem erblickte ich einen anderen Philhellenen, der mit der gleichen Arbeit beschäftigt war. Zugleich sah ich aber auch, wie eine Kanonenkugel ein Stück Mauer niederriß. Die sonderbare Stellung, die jener Philhellene gleich darauf einnahm, ließ mich vermuthen, er könnte durch einen Stein verwundet worden sein. Ich eilte auf ihn zu und bemühte mich, ihn vom Schutte zu befreien. Jetzt erst sah ich, daß ich einen kopflosen Leichnam vor mir hatte. Da meine Leibbinde alt und schlecht war, die seinige dagegen neu, so nahm ich mir die Freiheit, sie mir als Andenken anzueignen. Sie gehörte einem jungen Franzosen, einem Dichter, der auf kurze Zeit nach Griechenland gekommen war, um an Ort und Stelle Stoff zu neuen Dichtungen zu sammeln.

Meine Besserung war nur scheinbar gewesen. Von Tag zu Tag wurde ich schwächer, so daß ich meinen Winkel nicht mehr verlassen konnte. Obschon auch die übrigen Philhellenen Mangel genug litten, so war doch meine Lage hoffnungsloser als die der andern. Denn außer einem Philhellenen aus Holstein, der selbst krank war, und einem Preußen, der sich aber bei dem ersten Bataillon befand, hatte ich keinen Deutschen, der mir durch kleine Dienste mein trauriges Schicksal hätte erleichtern können. Hunger, Durst, Kälte und Glend hatten mich zum Skelette gemacht, und das Röcheln des Todes erinnerte meine Kameraden, daß es Zeit sei, mir meine letzte irdische Wohnung zuzubereiten, und zwar an der Seite so manches hoffnungsvollen Mannes, der an den Stufen des Minervatempels begraben wurde. Mehrere franke und verwundete Philhellenen und Griechen lagen in einem zwischen den Propyläen sich befindenden Magazine,

daß noch einiges Getreide enthielt. Dort war ein Spanier gestorben, der sein Vaterland verlassen hatte, um sich auf Hellas' Boden eine zweite glücklichere Heimath zu erkämpfen. Von vier Philhellenen dorthin geschleppt, nahm ich hinter einer Säule den Platz des Verstorbenen ein, hoffend ihm bald nachfolgen zu können. Das Gebäude, eher einer Höhle ähnlich, erhielt nur durch zwei kleine Löcher ein kümmerliches Licht. Das Wimmern der Kranken, das Aechzen der Verwundeten, wie das Röcheln der Sterbenden tönte furchtbar in meinen Ohren nach. Mir selbst überlassen, und durch dieses Elend gänzlich abgestumpft, wickelte ich mich fester in meinen zerrissenen Mantel ein, wühlte mir mit meinen letzten Kräften ein Loch in das zum Theil verfaulte Getreide, um mich gegen die schneidende Kälte zu schützen, und legte mich mit dem Gedanken an die theure Heimath, den Tod jeden Augenblick erwartend, zum letzten Schlafe nieder.

Nach einer mehrtägigen, gänzlichen Bewußtlosigkeit erwachte ich zu neuem Elende. Man hatte mir von Zeit zu Zeit etwas Brühe von abgekochten Malven beigebracht. Ich lasse es dahingestellt sein, ob diese oder meine kräftige Natur mich in's Leben zurückriefen. Obgleich dem Dasein wiedergegeben, konnte ich doch mein ekelhaftes Lager nicht verlassen, sondern starrte, an eine Säule gelehnt, Tage lang sinn- und gedankenlos vor mich hin und fristete mit etwas Gerstenbrod, in schlechtes Wasser getaucht, mein jämmerliches Leben. Das Elend hatte aber noch nicht den höchsten Gipfel erreicht. Denn jetzt wurde das verfaulte Getreide weggenommen, um Brennstoff für den Backofen zu gewinnen, so daß ich, meiner Glieder nicht mächtig, stundenlang unter dem Schutte begraben

lag. Der Kälte und Mäße gänzlich preisgegeben, befiel mich noch eine heftige Ruhr. Zwei Bomben plakten in unserem Gemach, doch verursachten sie uns kein Grausen, indem einem Jeden der Abschied aus diesem Leben willkommen gewesen wäre. Weder die theure Heimath, noch die geliebten Zurückgelassenen, weder Vergangenheit, noch Hoffnung auf eine bessere Zukunft beschäftigten meine Gedanken, denn wüst und öde war mein Gehirn, keines Gedankens mehr fähig. Nicht einmal die Selbsterhaltung hatte mehr Reiz. Denn nicht um mein Leben zu fristen, nahm ich herz- und gefühllos die letzte Hülle eines im Todeskampf Liegenden, oder entriß den zitternden Lippen die letzten Tropfen Wasser, nach welchen er lechzte, sondern mehr mechanisch, um das thierische Bedürfniß zu stillen.

Durch das lange Liegen in dem nassen Getreide waren mir die Kleider auf dem Leibe verfault. Dazu war ich längst wund gelegen. Unzählbare Heerschaaren, die meinen Körper heimgesucht, hatten mir Bart und Kopfschaare buchstäblich weggefressen. Ein mitleidiger Grieche, der meinen fürchterlichen Zustand sah, rasirte meinen Kopf und umwickelte ihn mit einem vom Feinde erbeuteten Tuche. Hemd und Mantel wurden in den Backofen gelegt und so von den quälenden Gästen gereinigt. Zum ersten Male nach langen Wochen schlief ich einen gesunden und ruhigen Schlaf. Obschon sich das Elend an mir erschöpft zu haben schien, so sollten wir doch noch den Hunger und den viel schrecklicheren Durst kennen lernen. Denn einen gänzlichen Wassermangel befürchtend, wurde jedem seine Portion, in anderthalb Flaschen bestehend, zugetheilt. Mit Schauern erinnere ich mich der Auftritte, die jetzt stattfanden. Denn was ist der Hunger gegen diese schreckliche Geißel, den Durst? Oft wünschte ich

verwundet zu werden, um nur alsdann die doppelte Ration zu erhalten. Doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt. Ich wagte es jetzt, auf allen Vieren mein Schmerzenslager in dem Magazin zu verlassen und mich stundenlang den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne auszusetzen. Nach mehreren Tagen verließ ich auf immer den Aufenthalt des Jammers und des Todes, schlug mein Lager zwischen Marmorblöcken des Parthenons auf und begab mich in Minervens Schutz, die mich auch treulich gegen Bomben und Kugeln unter ihre Aegide nahm.

In einem Winkel befand sich noch etwas verdorbene Gerste. Da hieß es eines Tags, wer habe, könne sich selbst Brod backen. Mühsam schleppte ich mich hin, nahm die Gerste in Empfang und bettelte, oft abgewiesen, um eine Handmühle aus zwei flachen Steinen bestehend. Mit Hülfe eines Andern wurde jetzt das Mehl bereitet und nun galt es etwas Holz oder sonstigen Brennstoff wie auch ein dünnes Blech zu finden. Die Hälfte unseres karg zugemessenen Wassers mußten wir für den Teig verwenden, der zu einer sogenannten Pita flach gedrückt auf das Eisenblech gelegt wurde. Während dreier Monate war dies so bereitete Brod, gewürzt von einer Flasche schlechten Wassers, meine einzige Nahrung. Statt auf allen Vieren fing ich bald an, auf zwei Beinen einherzugehen. Doch immer noch sehr schwach und fürchtend, für immer einen Kahlkopf zu behalten. Der Durst war noch immer die grausamste Plage. Da verschaffte uns eines Tages ein furchtbares Gewitter mit Hagel Gelegenheit, uns wieder einmal recht satt zu trinken. Gleichgültig gegen die Folgen, schlürfte ich die eisigen Schlossen ein, konnte doch nun die lechzende Zunge und der ausgetrocknete Gaumen befriedigt werden. Doch mußte ich die



Folgen dieser Unvorsichtigkeit durch längeres Unwohlsein theuer genug bezahlen.

Um diese Zeit geschah es auch, daß eine Bombe in den wundervollen Tempel des Gerechtheus \*) schlug und die Wittve des früheren Kommandanten Guras mit sechs anderen Personen unter den Trümmern des Prachtbaues begrub.

Mit den Kräften belebte sich auch wieder das Gefühl, alles Mögliche zu meiner Erhaltung aufzubieten. Zu diesem Ende wandte ich alle erlaubten und unerlaubten Mittel an, um von Zeit zu Zeit ein Stück Esel- oder Pferdefleisch zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich folgenden Vorfalls. Ein fettes Maulthier, welches in der Nähe des Gerechtheustempels geschlachtet wurde, hatte schon lange meine Gedanken und Niechorgane beschäftigt. Wie nun es anfangen, um ein Stückchen davon zu bekommen? Eine schwer zu lösende Aufgabe ohne einen Heller in der Tasche! Mit etwas Dreistigkeit verlangte ich von dem stämmigen Bursehen ein Stück Fleisch. Sogleich schnitt er mir ein allerliebstes Rippenstückchen mit etwas Leber herunter. Doch noch etwas frecher als ich, verlangte er zuerst Bezahlung. Ueber dieser Zumuthung den Erzürnten spielend, ergriff ich das Stück und wollte mich entfernen. Aber ebenso schnell packte er das Fleisch und drohte mir mit aufgehobenem Messer. Da er jedoch sah, daß ich eher zu Allem entschlossen war, als meine Beute fahren zu lassen, so war

---

\*) Ueber das Gerechtheion, wie überhaupt über die Topographie der Akropolis und ihrer Umgebungen siehe meinen Aufsatz in den Jahrgängen 1866 und 1867 des Berner Taschenb.: „Vier Tage in Athen.“

er im Begriffe, seine Drohung auszuführen. In dieser für mich ziemlich unangenehmen Lage plakte eine Bombe, von der ihn ein kleines Stück an die Stirne traf. Ihn todt niederfallen sehen, meine Beute ergreifen und dieselbe so schnell wie möglich in Sicherheit bringen, war das Werk eines Augenblicks. Diese kleinen Kriegskisten langten jedoch für meinen Heißhunger nicht aus. —

Einst stand ich vor Tagesanbruch auf, um als Nimrod ein edles Wild, das in einer langgeschwänzten Raze bestund, zu erlegen. Dieselbe wurde nach allen Regeln der Weidmannskunst abgestreift und ausgeweidet. Selbst der die Raze des Jägers kitzelnde Hautgoût fehlte nicht. Doch auch diese Nahrungsquelle versiegte bald, indem das Wild eingehegt und sehr theuer verkauft wurde.

Oberst Fabvier hatte seinen Plan, die Festung zu verlassen, noch immer nicht aufgegeben; und zwar ganz besonders deshalb, weil sich seit Anfang Februars bedeutende griechische Truppenmassen unter verschiedenen Häuptlingen im Pyräus und Phalerus ansammelten. So verließen wir einst um zwei Uhr nach Mitternacht die Akropolis. Wir Philhellenen waren 36 Mann stark — denn 17 hatten wir in der Festung verloren. — In der größten Stille, von den regulären Truppen dicht gefolgt, schlichen wir uns hinaus. Freudiger Muth belebte uns, als wir die dunkeln, unglückbringenden Mauern hinter uns wußten. Geisterähnlich bewegte sich unser kleine Trupp in dem hohen Grase, bis wir den feindlichen Posten ganz nahe waren. Jetzt wurden wir von mehreren Seiten angerufen und als wir keine Antwort gaben, erfolgten einige Schüsse. Immer enger schloß sich unser kleine Haufe zusammen und eilte im Geschwindeschrift dem bestürzten Feinde entgegen. Dieser Kampfweise widerstanden die

Ungläubigen nicht. Kaum sich Zeit nehmend, ihre Gewehre abzufeuern, ergriffen sie die Flucht. Denn an die Angriffe der Irregulären gewöhnt, die stets unter unnötigem Feuern und Geschrei ausgeführt werden, sah der Feind, daß er es hier wieder mit „den Teufeln“ zu thun hatte.

Mit Freuden gewahrten wir bei dem blassen Lichte des Mondes, wie der starke Posten in einer alten Kirche, die zwischen dem Philopappus und der Pnyx lag und der die Stellung beherrschte, die Flucht ergriff. Mit aller Anstrengung, deren wir fähig waren, suchten wir diese Stelle zu erreichen, ehe sich der Feind von seiner Bestürzung erholt hätte — was uns auch gelang. Schon während unseres schnellen Vormarsches hatten wir uns jedoch über die Ruhe, mit der die reguläre Mannschaft uns folgte, verwundert. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir jetzt zurückblickend bemerkten, daß wir uns ganz allein in der feindlichen Stellung befanden? Nun mußte schnell ein Entschluß gefaßt werden. Alles, ja selbst den Tod dem Glende auf der Akropolis vorziehend, fiel er dahin aus, daß wir es versuchen wollten, uns womöglich durchzuschlagen und den Pyräus zu erreichen. „Es lebe Hellas“ riefen wir und eilten dem längst ersehnten Rettungsorte zu, als die oft wiederholten Rufe: „Philhellenen zurück!“ ertönten, und wir der eisernen Disziplin gehorchend, unsere Schritte wieder der Festung zulenkten.

Doch so wohlfeilen Kaufes sollten wir nicht davon kommen. Denn die Türken hatten indessen ihre frühere Stellung wieder eingenommen. Unsere geringe Anzahl bemerkend, suchten sie uns den Rückzug abzuschneiden. Doch wagte der zwanzigmal stärkere Feind nicht, uns mit blanker Waffe anzugreifen. Er unterhielt ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen uns, während seine Kanonenkugeln und

Bomben hoch über unsere Köpfe wegflogen. Festgeschlossen und einen Todten und 4 Verwundete in unserer Mitte tragend, die wir nicht den verruchten Henkershänden unserer Feinde zurücklassen wollten, erreichten wir wieder die Festung. Von unseren Waffengefährten schon verloren gegeben, wurden wir jetzt von ihnen mit aufrichtiger Freude und Achtung empfangen. Denn obgleich der griechische Palikare ohne Disziplin, ohne unbedingten Gehorsam und Unterordnung unter dem Befehle eines Chefs kämpft, weiß doch Niemand, wie er, eine kaltblütige Tapferkeit zu würdigen. Unseren geringen Verlust verdankten wir der Nacht, dem hohen Graße und dem panischen Schrecken der Türken. Die Ursache des Nichtnachrückens der übrigen Truppen lag in dem Umstande, daß eben beim Ausmarsche ein Bote von Karaiskakis sich von der anderen Seite her in die Festung geschlichen und Depeschen überbracht hatte, deren Entzifferung die Verzögerung nach sich zog. Ein anderer mißlungener Ausfall, um das griechische Armeekorps zu erreichen, gab dem Oberst Fabvier und uns die Ueberzeugung, daß unser Entschluß unausführbar sei, um so mehr, als die bessere Witterung und bedeutende Verstärkungen, die Kutai Pascha erhielt, dem Feinde viele Vortheile zusicherten.

In der Festung aber herrschte die nämliche Noth, das nämliche Elend. Bedenkt man, daß die dienstthuende Mannschaft Tag und Nacht dem feindlichen Geschütze und der Witterung ausgesetzt war, da es an bedeckten Gängen und Kasematten gänzlich gebrach, und daß der Kranke und Verwundete keinerlei Pflege genoß — denn das Fett von Ratten war das Einzige, das den Verwundeten gereicht werden konnte — so muß man sich wundern, daß noch so manche Griechen und Griechenfreunde die Belagerung



überlebt haben. Der Grund davon lag einerseits in der Dummheit und Trägheit der Türken, andererseits in der ganz besonderen Fähigkeit, die der griechischen Nation eigen ist, alle möglichen Kriegsstrapazen und Entbehrungen zu erdulden. Die Philhellenen aber hielt die moralische Stärke in ihrem Glende aufrecht.

Unser Geschütz befand sich in einem traurigen Zustande. Denn von ungefähr 25 Kanonen waren nur noch sieben oder acht brauchbar; auch fehlte es an Kaliberkugeln. Unser Pulvervorrath ging ebenfalls auf die Neige, indem nur wenig und schlechtes Pulver wegen Mangels an gehörigem Material unter Leitung eines französischen Artillerieoffiziers angefertigt werden konnte. Drei große Mörser waren unser einziges Wurfgeschöß. Dagegen zerstörten die vielen und mächtigen Belagerungsgeschütze des Feindes unsere Erdaufwürfe und Batterien und mußten die Nächte zu ihrer Wiederherstellung verwendet werden. — Endlich ward uns Kunde von den zu unserm Entsatz heranrückenden Streitkräften.

---

(Schluß folgt im nächsten Jahrgange).

---



GENERALLIEUTENANT HAHN.